

HISTORY LIVE

Das Magazin der Stiftung Historische Museen Hamburg

TIEFGANG

Eintauchen in die Welt des
Deutschen Hafenmuseums



STIFTUNG
HISTORISCHE MUSEEN
HAMBURG



MUSEUM FÜR
HAMBURGISCHE
GESCHICHTE

VERLÄNGERT
BIS
7.1.2024

EINE STADT WIRD BUNT.

HAMBURG GRAFFITI HISTORY 1980 – 1999
2.11.2022 – 31.7.2023

shmh.de

Eine Ausstellung in Kooperation mit:

EINE STADT WIRD BUNT.
HAMBURG GRAFFITI HISTORY 1980 – 1999

Mit freundlicher Unterstützung von:

 **Hamburg** | Behörde für
Kultur und Medien

 **wissensART**
STIFTUNG

 **CENTRE FOR THE
STUDY OF
MANUSCRIPT
CULTURES**

 **MW WEISCHER**

 **dive.in**
Programme for digital innovation

 **KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES**

 Gefördert durch
DEUTSCHE FILMKOMMISSION
NEU
START
DEUTSCH



**Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freundinnen und Freunde der
Stiftung Historische Museen Hamburg,**

Farbenfreude und Vielseitigkeit sind die Begriffe, die einem beim aktuellen Programm unserer historischen Museen sofort einfallen. Ob bei der Ausstellung zur Graffiti-Historie im Museum für Hamburgische Geschichte, bei der fulminanten Werkschau dreier Freiluft-Maler im Jenisch Haus oder der kommenden Präsentation der Gewinnerinnen und Gewinner des Georg Koppmann Preises für Hamburger Stadtfotografie im Museum der Arbeit.

Farbenfreude und Vielseitigkeit zeichnet auch die vorliegende Ausgabe unseres **HISTORY LIVE**-Magazins aus, das ich Ihnen mit großer Freude in neuer Gestaltung präsentieren möchte. Viele von Ihnen werden unser zwei Mal im Jahr erscheinendes Magazin rund um die Themen und Projekte unserer Stiftung bereits kennen, das wir seit dem Jahr 2015 herausgeben und seitdem kontinuierlich weiterentwickelt haben. Alle anderen lade ich herzlich dazu ein, mit der Lektüre mehr über das vielfältige Programm unserer Museen zu erfahren, hinter die Kulissen unserer Ausstellungen und Projekte zu blicken und Kolleginnen und Kollegen aus den Teams unserer Häuser kennenzulernen.

Damit Sie als unsere Besucherinnen und Besucher, als unsere Kooperationspartner oder als passionierte Beobachterinnen der Hamburger Museumslandschaft

sich umfassend und konkret über Neuigkeiten aus unseren historischen Museen informieren können, müssen Sie unser Magazin fortan nicht mehr im Zeitschriftenhandel erwerben, Sie können es über die Website der Stiftung Historische Museen Hamburg bestellen oder als digitales Format erhalten. Vor Ort finden Sie das Magazin natürlich auch in unseren Museumsshops, in denen das Heft für eine Schutzgebühr von 2 Euro erhältlich ist.

Inhaltlich erwarten Sie weiterhin reich bebilderte vertiefende Reportagen und Berichte zu unseren aktuellen und kommenden Ausstellungsprojekten, Ausblicke auf die laufenden Modernisierungsvorhaben und inhaltlichen Fortentwicklungen unserer Museen sowie Einblicke in bemerkenswerte Zusammenhänge aus der immer wieder überraschenden Hamburger Stadtgeschichte.

Mit unserem Magazin möchten wir Sie aber nicht nur über die Vielfalt der Themen und Arbeitsfelder unserer Stiftung informieren, sondern wir möchten Sie auch zur Diskussion und zum Austausch über unser Ausstellungsprogramm und unsere weiterführenden Projekte ermuntern – und Sie natürlich nicht zuletzt für einen Besuch in unseren Museen begeistern.

**Ich wünsche Ihnen eine anregende
und spannende Lektüre,**

Ihr Hans-Jörg Czech

Direktor und Vorstand der SHMH

INHALT

TITEL

14 DEUTSCHES HAFENMUSEUM Gründungsdirektor Klaus Bernhard Staubermann im Porträt

NEWS

- 6 RÜCKBLICKE** Historische Fotografien und was sie erzählen
- 8 NEUIGKEITEN** Aktuelle Meldungen rund um die SHMH
- 82 FUNDSTÜCK** Außergewöhnliche Objekte und ihre Geschichte

MUSEEN

- 26 GRAFFITI** Ein Bericht über die Erfolgsausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“
- 34 NORDDEUTSCHE REALISTEN** Hamburger Freilichtmalerei im Jenisch Haus
- 44 MODERNISIERUNG** Die Umbaumaßnahmen des Museums für Hamburgische Geschichte

STIFTUNG

- 48 DEKOLONISIERUNG** Gastbeitrag von Kultursenator Carsten Brosda zum Bismarck-Denkmal
- 52 EYES ON HAMBURG** Ausstellung zum Georg Koppmann Preis für Hamburger Stadtfotografie
- 54 WAS MACHT EIGENTLICH ...** Tanja-Aminata Bah, Community Curator im Altonaer Museum?

STADTGESCHICHTEN

- 58 GÄNGEVIERTEL** Interview zum Dokumentarfilm „Wir sind das dunkle Herz der Stadt“
- 66 KIRSTEN BOIE** Die erfolgreiche Kinderbuchautorin über ihre Anfänge in Hamburg
- 70 HAMBURGER** Stammt das beliebte Fast Food wirklich aus Hamburg?

SERVICE

- 76 PROGRAMM**
- 80 IMPRESSUM**
- 80 ADRESSEN**

26



34

14



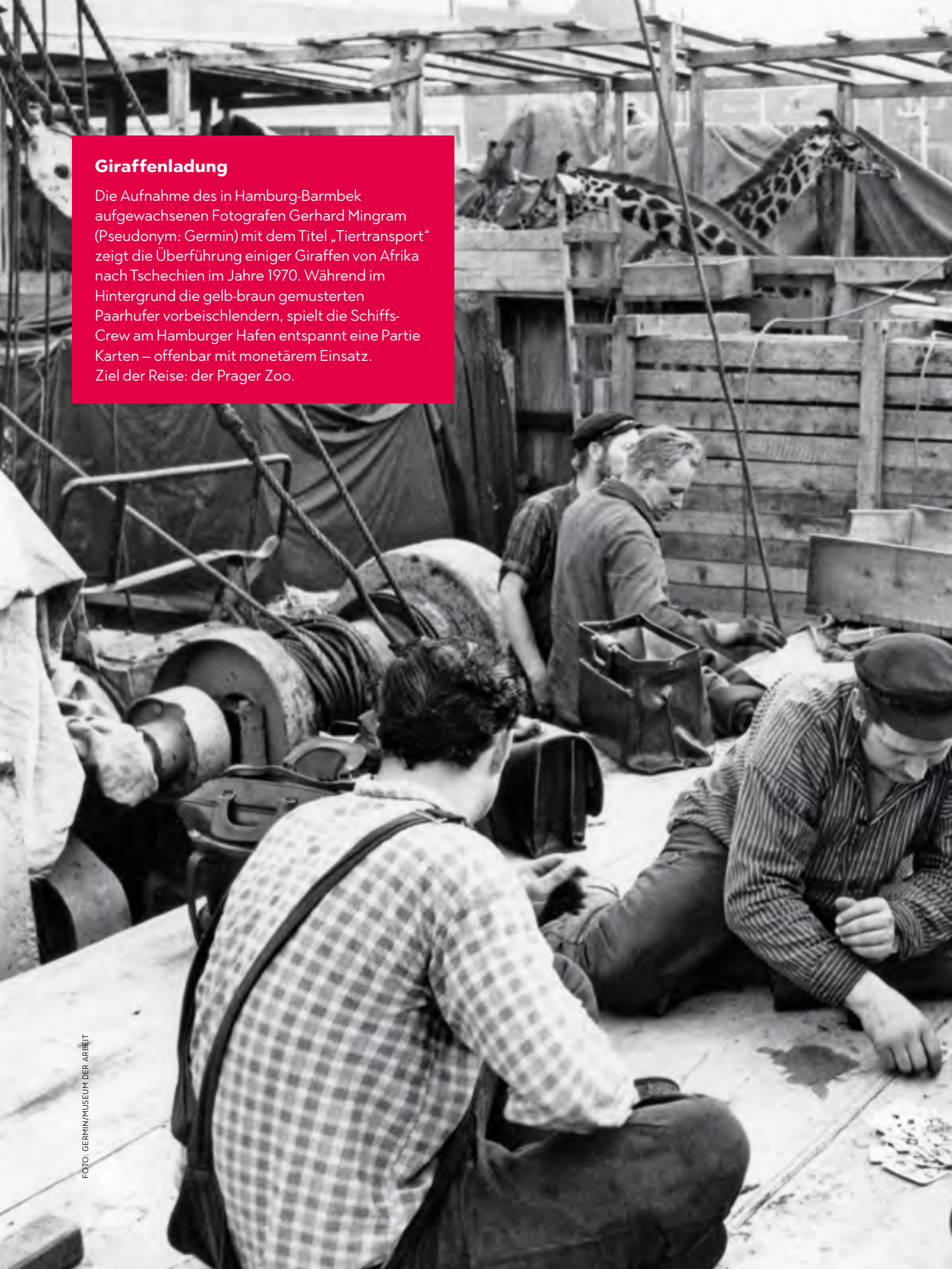
58

66



Giraffenladung

Die Aufnahme des in Hamburg-Barmbek aufgewachsenen Fotografen Gerhard Mingram (Pseudonym: Germin) mit dem Titel „Tiertransport“ zeigt die Überführung einiger Giraffen von Afrika nach Tschechien im Jahre 1970. Während im Hintergrund die gelb-braun gemusterten Paarhufer vorbeisclendern, spielt die Schiffs-Crew am Hamburger Hafen entspannt eine Partie Karten – offenbar mit monetärem Einsatz. Ziel der Reise: der Prager Zoo.





Neuigkeiten

Neues aus der Welt der Stiftung,
den Museen und der Geschichte
der Hansestadt Hamburg

Richtfest für das Torhaus



» Museum der Arbeit

Das Museum der Arbeit ist in den Gebäuden auf dem ehemaligen Fabrikgelände der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie (NYH) untergebracht. Die Wahl des Standortes für das Museum fiel mit der ehemaligen Produktionsstätte der NYH in Barmbek auf eines der ältesten noch existierenden Fabrikensembles Hamburgs, das dort seit 1871 aufgebaut und ständig erweitert wurde. Teil des Ensembles ist auch das frühere Torhaus, in dem zukünftig ein zusätzlicher Museumsbereich mit einer neuen Gastronomie und einem offenen Forum entstehen wird, in dem die Fragen zur Zukunft

der Arbeit behandelt werden sollen. Nachdem die erforderlichen Umbauarbeiten im letzten Jahr begonnen werden konnten, lädt die Sprinkenhof GmbH als Realisierungsträgerin der Baumaßnahmen Ende Juni 2023 nun zum Richtfest ein. Bis Ende des Jahres sollen die Baumaßnahmen dann abgeschlossen sein, um die inhaltliche Gestaltung des Torhauses zu ermöglichen. Im geplanten Forum soll an einem offenen Ort über Ideen zu zukünftigen Formen und Konzepten von Arbeit diskutiert und verhandelt werden. Das thematische Spektrum wird von den Feldern Ökonomie und Gerechtigkeit über Ökologie und Nachhaltigkeit bis zu Diversität und Teilhabe sowie Digitalität und Technik reichen.



Mehr Rundgänge über die PEKING

» Deutsches Hafenmuseum

Seit September 2020 liegt die aufwendig restaurierte historische Viermastbark PEKING am Bremer Kai direkt am Gelände des bereits bestehenden Standorts des Deutschen Hafenmuseums am Schuppen 50A. Seitdem hat der imposante Frachtsegler, der 1911 im Auftrag der Hamburger Reederei Laeisz bei Blohm & Voss gebaut wurde, Tausende von Schaulustigen angelockt. Zukünftig soll das Schiff aus der Familie der Flying P-Liner vor dem auf dem Grasbrook geplanten Neubau des zweiten Standorts des Deutschen Hafenmuseums seinen endgültigen Liegeplatz erhalten. Bis dahin sind an Bord neben der Rekonstruktion der einstigen Innenausstattung noch einige technische Ertüchtigungen erforderlich, so dass das Schiff an seinem aktuellen Ort nur im Rahmen von geführten Rundgängen besucht werden kann. Diese vorrangig von engagier-

ten Mitgliedern des Vereins der Freunde der Viermastbark PEKING angebotenen Führungen bieten aber die besondere Gelegenheit, beim Bestaunen der beeindruckenden Frachträume alles Wichtige über die abwechslungsreiche Geschichte des Schiffes zu erfahren. Aufgrund der großen Nachfrage – im Jahr 2022 nahmen mehr als 6700 Gäste an den Rundgängen teil – werden in der laufenden Saison deutlich mehr Führungen angeboten. Von Mittwoch bis Sonntag können von 10 bis 16 Uhr jeweils zur vollen Stunde 15 Personen an den Rundgängen teilnehmen. Die erforderliche Anmeldung ist über den Online-Shop der Stiftung Historische Museen Hamburg möglich, die Teilnahme kostet 15 Euro pro Person.



shmh.de/deutsches-hafenmuseum/rundgaenge-pekings

Lesenswert

nicht nur nach dem Museumsbesuch



EINE STADT WIRD BUNT.

Es ist das Standardwerk zum Thema: Der opulente und farbenprächtige Band porträtiert die Entstehung der Hamburger Graffiti-Szene in den 1980er und 1990er-Jahren. Von „HamburgLesen“ als Buch des Jahres 2022 ausgezeichnet, versammelt die Publikation Beiträge von namhaften

Kennerinnen und Kennern der Szene – eingerahmt von 1300 Abbildungen und exklusiven Fotostrecken.

Oliver „Davis“ Nebel, Frank Petering, Mirko Reisser und Andreas „Cario“ Timm: EINE STADT WIRD BUNT., Double-H Archiv & Publishing, 560 Seiten, 69,90 Euro



Eyes on Hamburg

Seit 2019 vergibt die SHMH gemeinsam mit der Behörde für Stadtentwicklung den Georg Koppmann Preis für Hamburger Stadtfotografie. In der aktuellen Ausstellung „Eyes on Hamburg“ im Museum der Arbeit sind

die bisherigen sechs ausgezeichneten Projekte zu sehen, die einen erfrischenden Blick auf das Hamburger Stadtbild werfen. Zu jedem Projekt ist eine Broschüre mit Fotos und begleitenden Essays erschienen, die in einem handlichen Schubser in den Shops der SHMH erhältlich sind.

SHMH: Eyes on Hamburg, 6 Broschüren, jeweils ca. 50 Seiten mit ca. 35 Abbildungen, Einzelpreis 7,50 Euro, 6 Broschüren im Schubser 25 Euro



Zucker, Schnaps und Nilpferdpeitsche

Vom deutschen Kolonialismus profitierten vor allem Kaufleute, Reeder und Bankiers. Hamburg und Bremen spielten dabei eine bedeutende Rolle: Ohne die hanseatischen Unternehmer hätte es die deutschen Kolonien nicht gegeben – erst auf ihr

Drängen hin reagierte die Politik. Dietmar Piepers aktuelle Studie in „Zucker, Schnaps und Nilpferdpeitsche“ beleuchtet ein viel diskutiertes Kapitel der deutschen Geschichte, dessen Auswirkungen bis heute spürbar sind.

Dietmar Pieper: Zucker, Schnaps und Nilpferdpeitsche, Piper Verlag, 352 Seiten, 24 Euro

Neue Website mit Online-Ticket-Shop

» Stiftung Historische Museen

Wer nach einer Information zum Programm der Stiftung Historische Museen Hamburg sucht, eine Frage zu Angeboten für Kinder und Familien hat oder einen Rundgang über die Viermastbark PEKING buchen möchte, ist auf der neu gestalteten



Website der Stiftung an der richtigen Adresse. Unter der Adresse shmh.de finden sich umfangreiche Darstellungen der aktuellen Ausstellungen, ausgewählte Blicke in die Sammlun-

gen und ein umfangreicher Kalender zum bunten Veranstaltungsprogramm – und das alles bildereich, mobiloptimiert und responsiv. Über den neuen Online-Shop können ab sofort Tickets für ausgewählte Angebote gekauft werden.

Die farbenfrohe Gestaltung dieses Busses der Verkehrsbetriebe Hamburg-Holstein (VHH) ist das Ergebnis eines Graffiti-Workshops

Ein Bus wird bunt

» Museum für Hamburgische Geschichte

60.000 begeisterte Gäste haben die Anfang November 2022 im Museum für Hamburgische Geschichte eröffnete Graffiti-Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“ bisher besucht, die aufgrund des großen Erfolges bis zum 7. Januar 2024 verlängert wurde. Im Rahmen der Ausstellung hat das Kuratoren-Team zu mehreren Workshops eingeladen, bei denen sich Jugendliche in der Kunst des Writing üben konnten. Durch eine Kooperation mit den Verkehrsbetrieben Hamburg-Holstein (VHH) haben die Ergebnisse eines dieser Workshops nun einen prominenten Platz bekommen. Ein zwölf Meter langer VHH-Bus ist mit einer Collage der entstandenen Graffitis beklebt worden und wird in bunter Pracht für ein Jahr im Hamburger Osten unterwegs sein. Für alle passionierten Bus-Spotter und Graffiti-Fans: Es handelt sich um den Bus Nummer 1023, der aus dem Raum Bergedorf den Hamburger Hauptbahnhof ansteuern soll.





Die neue SHMH-App führt historische Objekte mit ihren ursprünglichen Bauwerken zusammen

Die App zur verschwundenen Stadt

» Museum für Hamburgische Geschichte

In der Außenfassade des vom Architekten Fritz Schumacher von 1913 bis 1922 errichteten Museums für Hamburgische Geschichte und im direkten Umfeld des Hauses finden sich zahlreiche architektonische Spuren von historischen Gebäuden, die in der Sammlung des Museums als Erinnerung an nicht mehr erhaltene Baudenkmäler aufbewahrt wurden. Viele dieser sogenannten Spolien wurden aus den Ruinen des Großen Hamburger Brands von 1842 oder beim Abbruch für den Bau der Speicherstadt geborgen. Doch zu welchen Gebäuden gehörten die Portale und Figu-

ren, welche Bedeutung hatten sie einst und was erzählen sie uns heute noch? Dazu hat das Museum unter dem Titel „Auf der Spur der verschwundenen Stadt. Eine digitale Reise durch Raum und Zeit“ eine App mit 3D- und Augmented Reality-Technologie entwickelt, in der die historischen Objekte digital mit ihren ursprünglichen Bauwerken zusammengeführt und erlebbar werden. Das Projekt wurde im Rahmen der Initiative „museum4punkto“ realisiert und gefördert, die Kultureinrichtungen deutschlandweit auf dem Weg in die Digitalität vernetzt und unterstützt. Die App soll ab Juli 2023 kostenfrei auf allen bekannten digitalen Vertriebsplattformen erhältlich sein.

Daten und Fakten

Die Modernisierung des Museums für Hamburgische Geschichte soll die Historie der Hansestadt in neuem Glanz erscheinen lassen. Einige Zahlen zur Neugestaltung

Über **5000 Objekte** aus der umfangreichen Sammlung des Museums wurden bisher in der Dauerausstellung gezeigt. Im Zuge der aktuellen Vorbereitung für die Modernisierung müssen diese aus dem Museum ins Depot transportiert werden.

Weiterhin besuchbar bleibt die Bibliothek des Museums. Diese verzeichnet **103.000 Titel** in ihrem Bestand. Mit 520 hatte sie im Jahr 1908 begonnen.

Teil der neuen Dauerausstellung wird auch die Innenausstattung der historischen Villa Rücker sein – diese besteht aus **1651 originalen Einzelteilen**.

An vielen Stellen im Museumsgebäude sind vom Architekten Fritz Schumacher historische Baufragmente aus der Hamburger Geschichte integriert – auch in der Außenfassade des Hauses. Insgesamt finden sich **300** dieser sogenannten **Spolien** im und am Museum.

Unter den Exponaten sind auch zahlreiche Großobjekte wie das historische Architekturmodell des Salomonischen Tempels aus dem 17. Jahrhundert, das **12 Quadratmeter** groß ist.

Nach der Modernisierung stehen dem Museum **5011 Quadratmeter** für die neue Dauerausstellung zur Verfügung.

Noch bis zum Ende des Jahres 2023 kann der atmosphärisch besondere Innenhof des Museums für Veranstaltungen genutzt werden. Für dessen Glasdach wurden **1263 Glasscheiben** verwendet.





Sonnenenergie im Altonaer Museum

» Altonaer Museum

Nachhaltiges und betriebsökologisches Handeln und Wirken sind auch für Museen längst zu einer wesentlichen Aufgabe ihrer Arbeit geworden. Auf Initiative der Sprinkenhof GmbH und Hamburg Energie Solar konnte mit Unterstützung der Behörde für Kultur und Medien im März dieses Jahres auf einem der Dächer des Altonaer Museums eine Photovoltaik-Anlage fertiggestellt werden. Sie umfasst ganze 215 Quadratmeter Kollektorfläche, auf der sich 118 Module befinden, die jährlich etwa 40.000 Kilowattstunden Sonnenstrom erzeugen können. Damit kann das Altonaer Museum zukünftig 13 Prozent seines Bedarfs aus erneuerbaren Energien bestreiten. Diese Maßnahme ist ein wichtiger Schritt im deutschlandweit einmaligen Pilotprojekt „Elf zu Null“, zu dem sich elf Hamburger Museen zusammengeschlossen haben. Ziel der mit dem bundesweiten Aktionsnetzwerk Nachhaltigkeit in Kultur und Medien kooperierenden Initiative ist es, möglichst konkrete Beiträge auf dem Weg zur gesamtgesellschaftlichen Klimaneutralität zu entwickeln. In den beteiligten Museen wurden dafür mehrere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich Transformationsmanagement fortgebildet. Voraussichtlich Ende Juni soll die Photovoltaik-Anlage in Betrieb genommen werden.

FOTOS: SHMH, ILLUSTRATION: FREEPIK/STUDIO4RT

Hafenmanufaktur – neue Workshops

» Deutsches Hafenmuseum

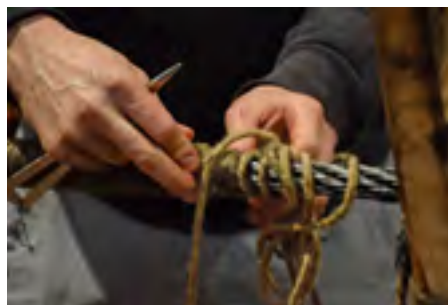
Das Deutsche Hafenmuseum am Standort Schuppen 50A fasziniert vor allem durch seine Authentizität. Mitten im lebendigen Treiben des Hamburger Hafens gelegen, können die Besucherinnen und Besucher anhand zahlreicher Originalobjekte und im Gespräch mit ehrenamtlichen Hafenseniorinnen in die Zeit des historischen Güterumschlags eintauchen. Mit der Hafenmanufaktur hat das Museum auch Workshops zum maritimen Handwerk im Angebot. Im Rahmen von Wochendkursen haben Interessierte die Gelegenheit, sich in besonderen Techniken wie Schmieden, Segelmachen, Takeln und Netzmachen zu üben. Neben dem Erlernen von Grundfertigkeiten können sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch an aufwendigeren Projekten versuchen. Die Kurse richten sich vorrangig an Anfänger, aber auch an Fortgeschrittene, die ihre Kenntnisse auffrischen wollen.



Weitere Informationen zu den einzelnen Workshops, zu den Kosten und zum Anmeldeverfahren finden sich auf der Website des Museums unter shmh.de.



Schmieden leicht gemacht: ob Beschläge für die Masten oder Nieten für den Rumpf



Takeln will gelernt sein – im Deutschen Hafenmuseum hat man die Gelegenheit dazu



Segelmachen ist eines der ältesten Handwerke der maritimen Gewerke

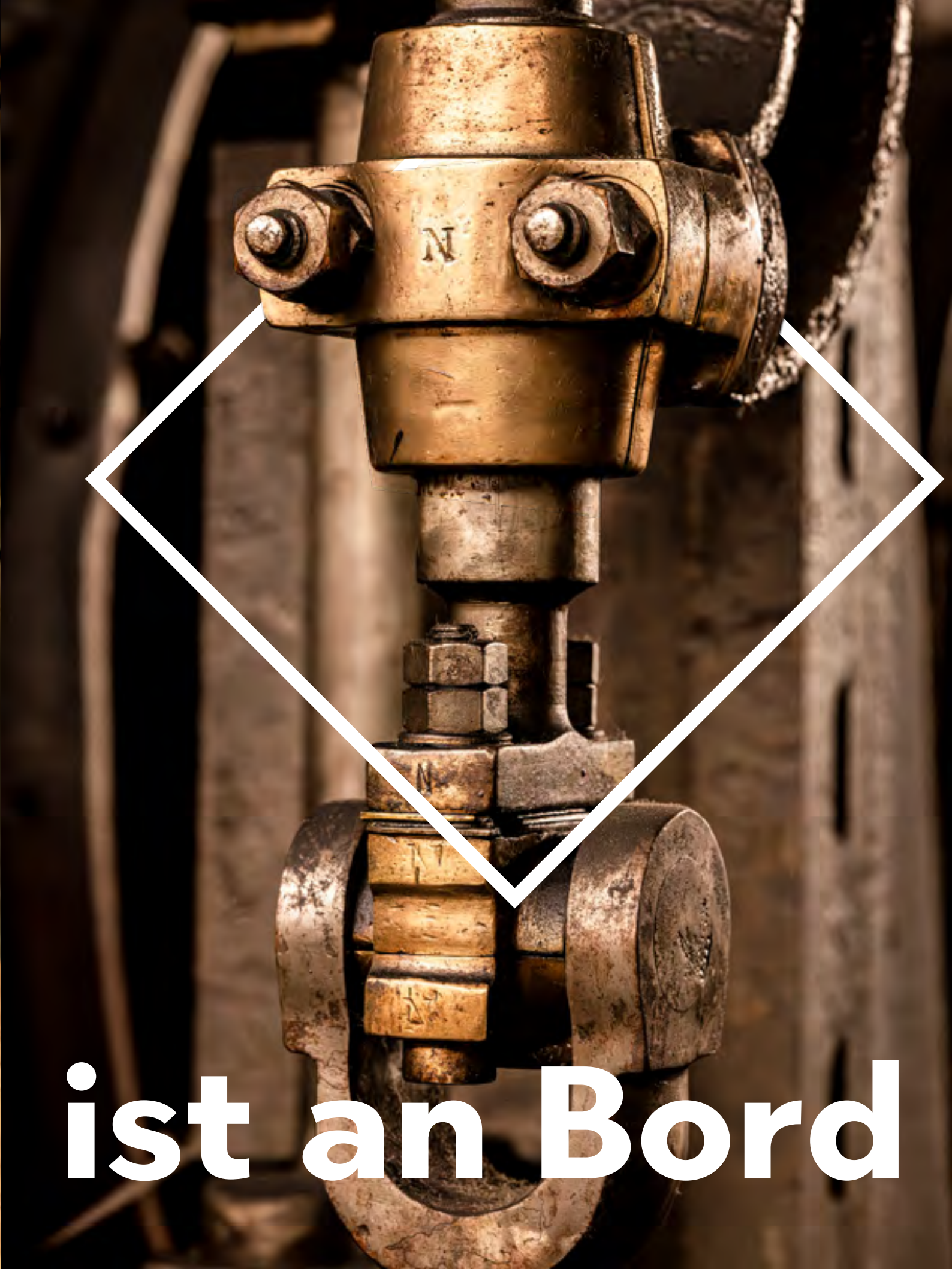
Im Frachtraum der PEKING wurde einst Salpeter von Chile nach Hamburg transportiert

Der Lotse



Klaus Bernhard Staubermann ist seit einem halben Jahr Gründungsdirektor des Deutschen Hafenmuseums. Welche Ziele und Visionen hat der studierte Astronom und Philosoph? Was fasziniert ihn an der Aufgabe und an Hamburg? Ein Besuch wenige Tage vor der Saisonöffnung im April gibt Aufschluss

Text: Marco Arellano Gomes
Fotos: Jérôme Gerull



ist an Bord



Wer die Elbbrücken zu Fuß überquert, um das Deutsche Hafenmuseum zu besuchen, dem offenbart sich bereits vor Erreichen des Museums, was eben dieses zu vermitteln versucht: Hafenflair – zumindest wenn das Wetter mitspielt. Dies ist am 27. März nicht der Fall: Sonne und Wolken wechseln sich im Minutentakt ab. Schnee und Hagel peitschen einem ins Gesicht. Der „Sprung über die Elbe“ wird zum Sprint über die Elbe. Vorbei an einer riesigen Baustelle namens Grasbrook, vorbei am Terminal O'Swaldkai, vorbei am Imbiss „Zum Lütten Foffteiner“, hin zum Vedder Damm, einer vierspurigen, viel befahrenen Straße, die das Hafensareal mit der Stadt verbindet. Das Museum ist nicht zu verfehlen: „Hier geht's zur PEKING!“ steht auf einer Reklametafel, weiß auf rot, drei Pfeile zeigen nach rechts. Es geht vorbei an einigen aufeinandergestapelten Containern, auf denen die Schriftzüge von „Hapag-Lloyd“, „MSC“ und „Hamburg Süd“ prangen. Wenige Schritte weiter liegt ein kleines, unscheinbares Backsteingebäude. Hier hat Klaus Bernhard Staubermann, 55, Gründungsdirektor des Deutschen Hafenmuseums, sein Büro. Er sitzt an seinem Schreibtisch, in einer entfernten Ecke des Raumes, hinter sich ein Fenster, das außen mit einem Gitter geschützt ist. „Besser vor als hinter Gittern“, sagt er mit einem entwaffnenden, trockenen Humor. Er trägt braune Funktionsschuhe, Jeans und einen grünen Kaschmir-Pulli.

Das Deutsche Hafenmuseum

Seit November 2022 leitet Staubermann das Deutsche Hafenmuseum. Sein Büro hat er in dem halben Jahr noch immer nicht vollständig eingerichtet. Ein Schleppermodell ist dort zwischengelagert, einige wenige Bücher stehen im Regal, unter anderem sein eigenes: „Reconstructions: Recreating Science and Technology of the Past“ (2011). Mit ruhiger Stimme bietet er „Kaffee oder Tee“ an, ehe er zu einem Rundgang durch das Gelände einlädt.

Staubermann hat eine Mammutaufgabe vor sich: Er soll das bisherige Hafenmuseum – in Form des historischen Schuppen 50A und der PEKING am Bremer Kai/Hansahafen – um einen neuen, zweiten Standort auf dem Grasbrook erweitern. Die Eröffnung ist für spätestens 2029 geplant. Es ist eines der größten Museumsprojekte Europas. Für den Aufbau des Museums sowie der Restaurierung und Überführung der PEKING stellt der Bund insgesamt 185,5 Millionen Euro bereit. Bei solchen Summen gilt es erst mal frische Luft zu schnappen.

Staubermann geht einen schmalen Gang entlang, links herum, einige wenige Treppen herunter, dann ist er im Freien. Der Wind weht kräftig. In wenigen Tagen beginnt die neue Saison. Die letzten Vorbereitungen stehen an. Schuppen und Schiff sollen pünktlich strahlen und begehbar sein. Er freue sich darauf, sagt er, wirkt gelassen, aber nachdenklich. Vor dem Eingang des Schuppen 50A steht ein riesiger Portalhubwagen, auch Carrier genannt. Staubermann bleibt davor stehen, erzählt über die Schwierigkeit, mittels eines Wagenhebers die Reifen zu wechseln. Schon hat er das nächste Objekt entdeckt: „Das ist unser Hafenwrack“. Ein rostiges Gerüst eines Festmacherbootes ist zu sehen, das aus der Elbe geborgen wurde. „Das wäre sicher ein Modell für den Neubau“, sagt Staubermann, hält kurz inne: „Das hat was.“ Er macht keinen Hehl daraus, dass er die unscheinbaren Objekte, Geräte und Schiffe für ebenso spannend und wichtig hält wie die PEKING, das Leitobjekt des Deutschen Hafenmuseums, das seit ihrer Rücküberführung nach Hamburg große mediale Aufmerksamkeit erfährt.

Eine Schatzkiste

Über eine metallene Treppe geht es auf die andere Seite einer Mauer. Dort liegt sie: 115 Meter lang, 14,4 Meter breit, Baujahr 1911; Stolz einer Stadt, die sich über den Handel und den Hafen definiert. Es wird geschweißt, montiert, poliert. „Das ist ein ziemlicher Kraftakt“, sagt Staubermann. „Das muss alles vor Saisonbeginn am Wochenende fertig sein. Wir kommen da heute nicht an Deck, da ist Baustellenbetrieb.“ Also wieder zurück: Treppe rauf, Treppe runter. Wieder sieht Staubermann ein Objekt, das seine Aufmerksamkeit erlangt. Diesmal ist es eine überdimensionale

115 Meter lang, 14,4 Meter breit, Baujahr 1911; Stolz einer Stadt, die sich über den Handel und den Hafen definiert



Blick von der PEKING an ihrem gegenwärtigen Standort am Bremer Kai/Hansahafen

Schaufel: „Das sind die Dinge, die mein Herz höherschlagen lassen“, sagt er.

Über einen Seiteneingang betritt Staubermann die voluminöse Halle des denkmalgeschützten Schuppen 50A. Ende des 19. Jahrhunderts sei dieser einer der größten und modernsten Lagerschuppen Europas gewesen. Hafengeschichte liegt in der Luft: der Duft von Holz, Metall, Öl und alten Säcken. „Der Schuppen 50A ist ein authentischer Ort. Das lieben die Menschen.“, sagt Staubermann. Historische Artefakte, wohin das Auge reicht: Ölfässer, Schiffsmodelle, Taucher-

anzüge, Schub- und Sackkarren, Hebeeinrichtungen, Boote, Stühle, Kessel, Öfen, unzählige Werkzeuge, ein Pegelstand-Anzeiger mit Tuchbahnen aus den Landungsbrücken und eine große Bahnhofsuhr mit weißem Zifferblatt und schwarzen Zeigern, die etwa drei Stunden vorgeht. „Nicht rauchen!“ steht in riesigen Buchstaben über dem Haupttor. Der Schuppen 50A gleicht einer gigantischen Schatztruhe. 10.000 Objekte zu den Themen Hafenarbeit, Güterumschlag, Schiffbau und Revierschifffahrt befinden sich hier auf knapp 2500 Quadratmetern.

Ein Team von Ehrenamtlichen sorgt dafür, dass alle
Objekte im Schuppen 50A in Schuss bleiben



Immersive Erfahrungen

Für Staubermann ist der Schuppen 50A ein „Ort des gelebten Wissens“, in dem die Besucher und Besucherinnen „immersive Erfahrungen machen“ können. Berühren ist erlaubt, zumindest größtenteils. Entsprechend ist das Programm gestaltet: Es gibt Vorführungen, Workshops fürs Schmieden, Segelmachen, Netze knüpfen, Beta-keln; Fahrzeuge und Schiffe sind betracht- und begehbar: Kräne, ein Güterwagen der historischen Hafenbahn, ein Schutendampfsauger von 1909 (SAUGER IV), ein Schwimm-Dampfkran von 1917 (SAATSEE), eine Kastenschute von 1913 (H 11347), ein Stückgutfrachter von 1958 (MS BLEICHEN) und natürlich die Viermastbark PEKING. „Alles im Museum hat seine eigene Geschichte“, sagt Staubermann. Lebendig wird diese aber erst durch die Ehrenamtlichen, die hier Führungen anbieten, Anekdoten preisgeben und die Objekte in Schuss halten. „Ohne sie wäre dieser Ort nicht, was er ist“, so Staubermann. Sie kommen von Vereinen wie „Freunde der Viermastbark PEKING“ und „Hafenkultur“ und haben den Hafen größtenteils noch im Einsatz kennengelernt. Früher verrichteten die Hafenarbeiter alles per Hand: das Verladen, Verpacken, Verstauen. „Da schwingt eine Menge Nostalgie mit“, sagt Staubermann. Die Arbeitsplätze, die sie noch kannten, gebe es größtenteils nicht mehr, aber der Standort sei noch immer mitten in einem aktiven Hafenbetrieb.

Staubermann gefallen insbesondere die Objekte, die Bewegung oder Arbeit manifestieren. Besonders angetan hat es ihm der Gnom: „Ein tolles Artefakt!“ Der Gnom ist ein Motor, der dem Be- und Entladen des Schiffes dient. Ein solcher stand einst auch auf der PEKING. Ungefährlich war sein Betrieb nicht: Da für die Nutzung Petroleum nötig war, bestand stets die Gefahr einer unkontrollierten Explosion. Über ein Tauschgeschäft der „Freunde der Viermastbark PEKING“ erstand das Deutsche Hafenmuseum ein Exemplar, das seither aufwendig restauriert wurde. Zum Einsatz kommen darf er aber nicht – zumindest nicht wie einst. „Das wäre ein Sicherheitsrisiko“, so Staubermann. Zu Vorführungszwecken wird er elektrisch betrieben.

Auch die PEKING wird nicht mehr komplett unter Segeln stehen und auf den Weltmeeren schippen. Sie bleibt vorerst im Hansahafen, bis sie zum neuen Standort auf dem Grasbrook wechselt, eingerahmt von Dalben – eingerammte

Besonders angetan hat es ihm der Gnom: ein Motor, der dem Be- und Entladen des Schiffes dient. Ein solcher stand einst auch auf der PEKING



Der 1891 von Willi Seck entworfene Motor erhielt aufgrund seiner geringen Ausmaße seinen Namen

Der Schuppen 50A gleicht einer gigantischen Schatztruhe. 10.000 Objekte befinden sich hier auf knapp 2500 Quadratmetern

Für Gründungsdirektor Klaus Bernhard Staubermann ist der Schuppen 50A ein „Ort gelebten Wissens“



Pfähle zur Befestigung des Schiffes. Seit ihrer Rückkehr von New York nach Hamburg wird die Viermastbark behutsam restauriert und rekonstruiert – außen wie innen. Gerade erst wurde eine zweite Gangway eingebaut, damit die Besucher besser an und von Bord gehen können. Die Rekonstruktion der Inneneinrichtung ist schwierig, da es kaum historische Aufnahmen vom Innenleben gibt und die Recherche entsprechend aufwendig ist. Neu zu bestaunen ist in dieser Saison ein großer Kartentisch aus Holz: „Hier stand einst der Navigator und steckte den Kurs“, so Staubermann.

Museum der Zukunft

Welchen Kurs er für das Deutsche Hafenmuseum steckt, ist die Frage, die die Museumswelt derzeit bewegt. Zumindest in Ansätzen ist dieser Kurs erkennbar. Es sind die Sätze, die Staubermann ganz nebenbei sagt, die Aufschluss darüber geben. „Wir dürfen nicht an einem Stichtag in der Vergangenheit stehen bleiben und sagen: ‚Das ist jetzt die Zeitkapsel, die wir hier präsentieren.‘ Wir müssen den Hafen auch in das 21. Jahrhundert hinein weiterdenken“, sind solche Sätze. „Heute steckt alles in Containern – und auch das muss vom Deutschen Hafenmuseum thematisiert werden“, ist ein weiterer. Das zukünftige Museum müsse selbstverständlich „nachhaltig, klimagerecht und modern“ sein und sich auch „mit kontroversen Themen wie Dekolonialisierung auseinandersetzen“. Die Frage ist bloß: Wie? „Wir haben in den letzten Monaten überlegt, wie man diesen Ort mit neuen Formaten weiter zum Vibrieren bringen kann“, sagt Staubermann. Das Konzept der Schaudépots und Führungen reiche heute nicht mehr, vielmehr brauche es aktive Elemente, digitale Angebote, Hybridangebote mit Kooperationspartnern, zum Beispiel 3D-Druck-Prototyping oder Wikimédia-Angebote.

Das alles komme jetzt, peu à peu. „Nicht alles wird funktionieren. Das werden wir evaluieren.“ Staubermann streut oft Anglizismen in seine Sätze. Die Artefakte dienen als „conversation-pieces“, sagt er dann, spricht von „cultural hubs“, „GLAM workshops“ und „maker spaces“. Das ist kein inhaltsleerer Marketing-Slang. Jeder dieser Ausdrücke hat für Staubermann Bedeutung. Diese Begriffe mit Leben zu füllen, sieht er als seine

Mission. Fünf Tage vor Saisonbeginn sieht man noch nicht viel davon: „Das ist die Ruhe vor dem Sturm“, sagt Staubermann.

In der neuen Saison steht einiges auf dem Programm: Die Lange Nacht der Museen (22. April), der Hafengeburtstag (7. Mai), der Architektursommer (Mai bis Juli), der Historische Güterumschlag (17. Juni), thematische Docks und die Schiffsmodellbautage (26.–27. August).

Die PEKING

Der Großteil der Besucher und Besucherinnen kommt aber, um die PEKING zu erleben, die legendäre Viermastbark der Flying P-Liner, gebaut von der Hamburger Traditionswerft Blohm & Voss für die Reederei F. Laeisz. Ein solch eindrucksvolles Leitobjekt sei „Segen und Fluch“ zugleich, sagt Staubermann. Dann referiert er über die Geschichte und Bedeutung der PEKING, einer der letzten großen Frachtsegler, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgrund ihrer Verlässlichkeit und Wirtschaftlichkeit noch gegen Dampf- und Maschinenschiffe antrat und Salpeter aus Südamerika nach Hamburg transportierte. Drei Jahre lang hieß es: Leinen los! Die Route führte über die Nordsee und den Atlantik, um das berühmte Kap Hoorn herum bis nach Chile und zurück. Die Gewinne waren enorm. Dann begann die wechselvolle Eigentümer-Odyssee: Chile (1914), London/England (1920), Italien (1920), Hamburg (1923), England (1932), New York (1974/75), Brunsbüttel/Wewelsfleth (2017), Hamburg (2020).

Das Schiff ist ein Publikumsmagnet: 44.000 Besucher verzeichnete das Deutsche Hafenmuseum im vergangenen Jahr – eine Steigerung von 52 Prozent zur Vor-Corona-Zeit. Knapp 6700 von ihnen buchten eine Tour auf der PEKING. Die Nachfrage ist groß. Zu groß: Weshalb die Anzahl der Führungen erhöht wird. „Ich würde mich freuen, wenn wir die Gesamtzahl der Besucher in den kommenden Jahren erneut verdoppeln könnten“, so Staubermann.

Dann kommt er wieder auf das Schiff zu sprechen: „Die PEKING war eine ingenieurwissenschaftliche Meisterleistung, die Speerspitze moderner Segelfrachtschiffe.“ Mit einer Höchstgeschwindigkeit von 17 Knoten sei sie zwar nicht die Schnellste gewesen – knapp 90 Tage brauchte



das mit Wind- und Muskelkraft bewegte Schiff für die Route –, aber aufgrund des großen Stauraums (Volumen: 4700 Tonnen) war der Transport vergleichsweise günstig. Staubermann hat sich akribisch auf seinen neuen Job vorbereitet, las viel, führte unzählige Gespräche. Hafengeschichte ist für ihn „Wissens- und Emotionsgeschichte“. Wer ist dieser Mann, der das Steuer übernommen hat?

Neugier für die Nautik

Staubermann ist in Münster geboren und aufgewachsen: 300.000 Einwohner, fahrradfreundlich, aber sicher nicht für Seefahrt bekannt. Sein Vater, ein Logistiker, war viel in der Welt unterwegs und las gern Abenteuerromane: Defoe, Forester, Stevenson. Das prägte. Über die Lektüre der Seefahrerromantik entwickelte Staubermann seine Neugier für die Nautik. „Ich wollte zur See fahren“, erzählt Staubermann. „Wie man das so will, wenn man zwölf Jahre alt ist.“ Mit 17 Jahren wollte er Kapitän, mindestens aber Navigationsoffizier werden. Doch seine Augen waren nicht gut genug. Seine Mutter war Juwelierin – und so lernte er den Umgang mit Instrumenten und historischem Handwerk kennen: Schrauben drehen, Glas polieren. Er machte seinen Zivildienst in einer Klostergärtnerei, erlangte einen Segelschein und begann

Astronomie und Philosophie zu studieren. In dieser Zeit beschäftigte er sich mit den großen Fragen des Universums: Was war vor dem Urknall? Was passiert bei Schwarzen Löchern? Gibt es Zeitreisen? Die Wissenschafts- und Technikgeschichte faszinierte ihn, insbesondere die praktische Anwendung. Er spezialisierte sich auf die Rekonstruktionsmethode: „Ich fing an, historische Instrumente selber nachzubauen, versuchte, das Wissen anderer nacherlebbar zu machen. Irgendwann beschäftigte mich die Frage, ob man Technologien für Museen wiederherstellen kann.“

Nach seiner Promovierung in Cambridge 1998 folgten Stationen mit wissenschaftlicher Tätigkeit am Massachusetts Institute of Technology (1998–2000) und der Humboldt-Stiftung in Bonn (2000–2002) sowie als Kurator am Universitätsmuseum in Utrecht (2002–2005) und als Abteilungsleiter am Deutschen Technikmuseum in Berlin (2005–2007).

Dann wechselte er für elf Jahre zum Schottischen Nationalmuseum in Edinburgh, wo er als Principal Curator die Dauerausstellung mitgestaltete (2007–2018) und auch bei der Entwicklung des von der inzwischen verstorbenen Stararchitektin Zaha Hadid entworfenen Riverside-Museum in Glasgow mitwirkte. „Wenn Sie in Schottland leben und arbeiten, kommen Sie an maritimen Themen

Der Schuppen 50A war einst einer der modernsten Lagerschuppen und steht heute unter Denkmalschutz

Hafengeschichte liegt in der Luft: der Duft von Holz, Metall, Öl und alten Säcken



**„Ich sehe einen Ort, der positive
Besuchererfahrungen generiert, den sich
alle leisten können, ohne soziale,
ökonomische und physische Barrieren.
Ein Ort, der sich der Welt öffnet“**

Die Vision des Gründungsdirektors erstreckt sich von
den kleinsten Details bis zum großen Ganzen



nicht vorbei“, so Staubermann. Vor dem Riverside-Museum liegt eine Dreimastbark. Eine Blaupause für das Deutsche Hafenmuseum?

Bevor es nach Hamburg ging, wurde Staubermann Geschäftsleiter und Generalsekretär beim Deutschen Nationalkomitee des Internationalen Museumsrates (ICOM Deutschland). Aus dem Rat formte er eine politische Stimme (2018–2022), stieß Debatten an, tauschte sich mit der nationalen und internationalen Community aus, skizzierte auf Konferenzen und Tagungen die Zukunft der Museen. „Wir haben viel bewegt“, fasst er die Zeit zusammen. Nach vier Jahren allerdings packte ihn der Ehrgeiz, die theoretischen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen – und so segelte er zum Deutschen Hafenmuseum über.

Ein Mann mit Vision

Staubermann lebt mit seiner Familie in St. Georg und findet das trubelige Szeneviertel großartig: „Da stößt unglaublich viel aufeinander.“ Er mag das authentische Leben: unkonventionell, ungeschönt, unberechenbar. „Diese Kontraste machen diesen Teil Hamburgs einmalig“, sagt er. Es erinnert ihn an Glasgow, eine Stadt, die er besonders mag. In Hamburg habe er sich schnell eingelebt, fährt gern mit dem Rad über die Elbbrücken zur Arbeit, pflegt den Kontakt zu den Mitarbeitern, Akteuren und Interessengruppen rund um den Hafen. Sukzessive baut er nun sein Kernteam auf, um das Konzept für das neue Deutsche Hafenmuseum zu erarbeiten. Staubermann ist zuversichtlich, dass alles klappen wird – trotz der vielen Krisen, trotz der Inflation, trotz der steigenden Baupreise. „Man braucht einen langen Atem, eine ruhige Hand und ein klares Ziel vor Augen, dann kriegt man das schon hin“, sagt er. „Es ist, wie mit einer Viermastbark zu reisen: Alles hängt davon ab, wie der Wind steht. Wenn er schlecht steht, muss man eben ein bisschen kreuzen.“

Staubermann schwebt ein „Museum der Globalisierung“ vor. Kein klassisches Museum mit Vitrinen, sondern ein Forum mit dialogischem Charakter. „Wir haben Menschen, die sich an Bilder und Straßen kleben. Das ist ein Zeichen dafür, das etwas schiefgegangen ist. Unsere Aufgabe ist es, die Menschen bei diesen Themen wieder mitzunehmen“, so Staubermann. Im kommenden Jahr soll der Architektenwettbewerb für den Neubau ausgeschrieben werden.

Kombi-Tickets sollen dazu beitragen, dass der Schuppen 50A als Besucherattraktion nicht vergessen wird, wenn das neue Gebäude erst mal steht und die PEKING dort angelegt hat. Die „beiden Standorte sollen sich gegenseitig befruchten“, so Staubermann. Klingt irgendwie sexy.

Die Zeit drängt: Staubermann hat noch einen Termin in der Innenstadt. Zum Abschluss fasst er seine Vision des kommenden Museums zusammen: „Vor meinem geistigen Auge sehe ich ein Museum, das empathisch ist, das neugierig macht, das informiert, ohne zu belehren und modern ist.“ Für einen kurzen Moment öffnet sich die Wolkendecke, Sonnenstrahlen erhellen den Schuppen. Staubermann fährt fort: „Ich sehe ein Kaleidoskop mit verschiedenen Facetten, in denen sich Dinge spiegeln, die fokussiert werden können; durch das man wie durch eine Linse auf den Hafen hindurchschaut und das sich zum Grasbrook hin öffnet. Man fließt quasi hinein in ein Forum, das idealerweise transparent ist. Ich sehe einen Ort, der positive Besuchererfahrungen generiert, den sich alle leisten können, ohne soziale, ökonomische und physische Barrieren. Ein Ort, der sich Hamburg und der Welt öffnet und die Welt gleichzeitig nach Hamburg einlädt. Das ist meine Vision.“ Nun aber muss er los: Staubermann tritt aus dem Schuppen. Regen und Schnee fegen ihm um die Ohren. Es dürfte nicht der letzte Gegenwind bleiben. Staubermann lässt sich nicht beirren, hält Kurs und folgt seinen eigenen Worten: „Wenn der Wind schlecht steht, muss man eben ein bisschen kreuzen.“ ♦

Marco Arellano Gomes studierte Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, ist Redakteur und Ressortleiter beim Stadtmagazin „SZENE HAMBURG“ und Redaktionsleiter des Magazins „HISTORY LIVE“

PEKING-Führungen

Mittwoch bis Freitag, jeweils alle 30 Minuten von 10 bis 16 Uhr; Samstag, Sonntag und an Feiertagen, jeweils alle 30 Minuten von 10 bis 17 Uhr; Dauer circa 60 Minuten, max. 15 Personen pro Rundgang; Anmeldung über shmh.de



Aufstand

Mit rund 60.000 Besucherinnen und Besuchern in den ersten sechs Monaten gehört „EINE STADT WIRD BUNT. Hamburg Graffiti History 1980–1999“ zu den erfolgreichsten Ausstellungen des Museums für Hamburgische Geschichte. Eine Ursachenforschung

Text: Mathias Becker

Plötzlich waren sie da. Auf Mauern und Stromkästen, an den Wänden der U-Bahn-Station Ochsenzoll. „ROCK“ stand da. Oder „STER“. Oder „RCK“, das Kürzel für „Run City Kids“. Es war 1988, ich war zehn Jahre alt, kurvte mit dem BMX-Rad durchs Viertel und trat ehrfürchtig auf die Bremse, wenn ich neue Tags (*Kürzel eines Graffiti-Künstlers, Anm. d. Red.*) erspähte. Die Buchstaben faszinierten mich. Sie waren kantig, aggressiv und perfekt geformt wie ein Markenlogo. Und sie wurden offensichtlich nachts verbreitet. Ich war wie elektrisiert.

Mein bester Freund erzählte mir wenig später die wildesten Geschichten über „die RCKs“, was man Englisch ausspricht, also „Ar-Si-Kays“. Da ging es um Schlägereien, Drogen, Kleinkriminalität, kurz: um alles, was ich höchstens aus dem Fernsehen kannte. Während unsere Mutprobe darin bestand, im Kiosk an der U-Bahn-Station Kiwitte Moor Lakritz-Lollis zu „zocken“, taggten die „RCKs“ die ganze Station voll. Ihre Zeichen wurden für mich zu Symbolen für die abenteuerliche Welt der Graffiti-Sprüher.

1989, da war ich elf, setzte mir ein Freund seine Walkman-Kopfhörer auf. Es lief der Song „Me, Myself and I“ von De La Soul. Der treibende Beat, die lässigen Raps: Die Musik war anders als alles, was ich vorher gehört hatte. Bald fuhren wir nach der Schule zum Jungfernstieg – nicht um zu „Cornern“, dafür waren wir zu jung. Unser Ziel war World of Music (WOM), im Untergeschoss des Alsterhauses, wo wir uns Platten von Run D.M.C. oder Public Enemy anhörten. Oder wir

gingen zu American Sports am Gänsemarkt, wo es Windbreaker-Jacken und Sneaker gab. Kleidung, die auch die US-Rapper trugen. So fing es an. Fortan begleitete HipHop mich durch meine gesamte Jugend.

EINE STADT WIRD BUNT

Die Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“ ist für mich auch deshalb so faszinierend, weil hier die Insignien meiner Jugend in den Vitrinen liegen. Die Flyer, die Magazine, die Platten: Vieles kenne ich von früher. Und natürlich habe ich auch eine Zeit lang Cola-Dosen gesammelt, wie der fiktive Bewohner des „Jugendzimmers“, das Teil der Ausstellung ist – eine Zeitkapsel der späten 1980er-Jahre. Wenn ich also heute mit 45 Jahren durch die Ausstellung schlendere, werden Erinnerungen wach: an Partys, an Konzerte, an wilde Jahre mit der Clique.



der

Ein Graffiti-Sprayer
sprüht 1987 ein
Window-Down-Panel
auf eine S-Bahn in
Bergedorf

MUSEEN



Zeichen



Die Graffiti-Künstler Fedor Wildhardt (alias „CanTwo“) und Andre Ticoalu (alias „SonnyTee“) 1988 und 2021

Hamburg war seit Mitte der 1980er-Jahre eine HipHop-Hochburg in Deutschland. Insofern gibt es sicher viele Menschen in dieser Stadt, die irgendwann zwischen 1970 und 1980 geboren wurden und heute mit ähnlichen Gefühlen durch diese Ausstellung gehen. Aber der persönliche Bezug von Teilen einer Alterskohorte kann den Erfolg von „EINE STADT WIRD BUNT“ nicht allein erklären. 60.000 Besucherinnen und Besucher in den ersten sechs Monaten! Es scheint ein Reiz vom Sujet dieser Show auszugehen, der über simple Nostalgie einer Generation hinausreicht. Was das sein könnte? Vielleicht ist das Titelbild der Ausstellung der Schlüssel zu einer Antwort.

SonnyTee & CanTwo

Anruf bei Andre Ticoalu. Der 54-Jährige ist als Breaker unter dem Namen „SonnyTee“ und als Writer unter dem Namen „Jase“ bekannt und eine lebende Legende in der HipHop-Szene. Er gibt Graffiti- und Breakdance-Workshops, gehört zur künstlerischen Leitung der HipHop Academy Hamburg – und ist einer der beiden „Posterboys“ von „EINE STADT WIRD BUNT“: Auf dem Titelfoto sieht man ihn im Alter von 19 Jahren neben Fedor Wildhardt alias „CanTwo“, der heute einer der bekanntesten Graffiti-Künstler Deutschlands ist. Wie es zu dem Foto kam? „Das muss 1988 gewesen sein. Wir haben an dem Tag ein Bild in Halstenbek gemalt“, erzählt SonnyTee. „Danach haben wir eben noch Fotos gemacht.“

Ein Graffiti sprühen und dann noch kurz für die Kamera posieren. Die Beiläufigkeit, mit der dieses Foto von „SonnyTee“ und „CanTwo“ entstanden ist, verrät viel über eine Subkultur, in der sich alles um die Performance dreht. Natürlich inszenierten auch „Mods“, „Punks“ und andere Subkulturen Distinktion mithilfe von Kleidungs- und Verhaltensregeln. Mit HipHop aber begann die Ära einer Kulturpraxis, deren identitätsstiftender Kern die Inszenierung ist – und die mit Rap, DJing, Graffiti oder Breakdance über vier künstlerische Disziplinen verfügt, in denen der für alle Subkulturen zentrale Konflikt zwischen „Original“ und „Fälschung“ ausgehandelt wird. War es für frühere Szenen darum gegangen, politischen mit ästhetischem Protest zu verschmelzen, trat mit HipHop eine Subkultur auf den Plan, die sich zwar einerseits gegen den Mainstream richtete, zugleich aber eine eigene „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ schuf, die nach den Spielregeln medialer Inszenierung funktionierte.

Rückeroberung des öffentlichen Raums

Der erste, der die Bedeutung dieses Paradigmenwechsels erkannt hat, ist der französische Philosoph Jean Baudrillard. In dem kleinen Band „Kool Killer“ arbeitet er bereits 1978 heraus, dass das zentrale Merkmal der Tags und Pieces (*größeres Bild in Tagform/als Character, Anm. d. Red.*) sei, dass sie eigentlich keine Bedeutung haben. Sie verwiesen

Die Ausstellung ist auch deshalb so faszinierend, weil hier die Insignien einer Jugend in den Vitrinen liegen



Das Graffiti von B-Base an der Station Langenfelde gewann 1989 bei einem Wettbewerb der S-Bahn

Graffiti ist auch Teil einer Generation, die in der Subkultur einen Ausdruck der Rebellion sah





Das Kulturzentrum
Kampnagel war
bereits 1986/87
unfreiwillig ein Graffiti-
Vorreiter

**Für Baudrillard stellt Graffiti eine Form von
symbolischer Rückeroberung dar**

auf nichts, als auf sich selbst. Gerade in dieser inhaltlichen Leere sieht Baudrillard ihre Kraft. Indem sie Werbung und Medien nicht auf der Ebene des Inhalts kritisierten, sondern sich deren Techniken und Mittel zunutze machten, stellten sie einen „Aufstand der Zeichen“ gegen die herrschende mediale Ordnung dar. Für Baudrillard stellt Graffiti eine Form von symbolischer Rückeroberung des öffentlichen Raums dar, der zunehmend durch Anonymisierung und Desozialisierung gekennzeichnet sei.

Auch die Soziologin Gabriele Klein sieht in der Hip-Hop-Kultur die Reaktion auf einen grundlegenden Bedeutungswandel der Stadt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie erkennt in der Deindustrialisierung zentrumsnaher Viertel, in der Verwahrlosung und Verslumung von Problembezirken sowie in der Musealisierung und Eventisierung von Stadtzentren Symptome des Übergangs zur postindustriellen Stadt. In dieser von den Folgen des Kapitalismus geprägten Stadt trete das Urbane „nicht mehr als gelebte städtische Kultur in Erscheinung“, sondern entfalte „seine Wirksamkeit als theatrales Gestaltungsmittel“. Im Übergang von der Industriegesellschaft zur Informations- und Mediengesellschaft, sei nicht mehr „Arbeit das zentrale strukturbildende Merkmal, sondern „Kommunikation“. Indem Writing die Stadt als Kommunikationsplattform entdeckt, stellt es also eine Reaktion auf diese Veränderungen dar. Wo geschichtslose Orte wie Bürostädte und Großwohnsiedlungen entstehen, werden Strategien zur Wiederaneignung der Stadt notwendig.

Das postindustrielle Hamburg

Nun ist Hamburg nicht Paris, wo mit den Banlieues die gesellschaftliche Spaltung in großem Stil buchstäblich in Beton gegossen wurde. Aber es ist schon bezeichnend, dass die Plattenbausiedlung Steilshoop mit ihren 20.000 Einwohnern erst ab 2030 mit der U5 einen U-Bahn-Anschluss haben wird – rund 60 Jahre nach ihrem Bau. Was die Jugendlichen aus Steilshoop und anderen Vierteln aber nicht daran hinderte, den Alsteranleger am Jungfernstieg Ende der 1980er zu ihrem zentralen Treffpunkt zu machen; oder die S-Bahn zur Bühne für subkulturelle Inszenierungen im Stil der New Yorker Subway umzudeuten und entsprechend vollzutagen; oder S-Bahntunnel und Brachgelände zu markieren und damit symbolisch zu erobern. Indem „EINE STADT WIRD BUNT“ solche Geschichten von urbaner Raumanneignung erzählt, handelt die Ausstellung eben nicht nur von einer Generation, die anfangs, Farbe auf Wände zu sprühen. Vielmehr erzählt sie von Hamburgs Weg zur postindustriellen Stadt, jenem, so Klein „symbolische(n) Ort, der die Komplexität, Widersprüchlichkeit und Brüchigkeit moderner Gesellschaften am deutlichsten demonstriert“.

Die Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“ überzeugt Besucher aller Altersklassen – was auch auf das vierköpfige Kuratorenteam um Frank Petering, Mirko Reisser, Andreas Timm und Oliver Nebel (v. l. n. r.) und ihre Führungen zurückzuführen ist



HipHop und Graffiti mögen aus New York kommen, haben aber in Hamburg ganz unterschiedliche Blüten getrieben

Graffiti-Vorbilder

Andre Ticoalu alias „SonnyTee“ erzählt mir am Telefon, dass das Foto, das für die Reklame der Ausstellung als großformatiges 18/1-Plakat in zahlreichen Hamburger U- und S-Bahn-Stationen zu sehen war, jahrzehntelang in irgendeinem Schuhkarton bei ihm lag. Eine besondere Bedeutung hatte es für ihn nicht. Schließlich hätten sie, vor allem Fedor Wildhardt und er, früher ständig solche Fotos gemacht. „Unsere Vorbilder waren die Writer (*Graffiti-Sprüher, die den Namen als Basiselement der Komposition einsetzen, Anm. d. Red.*) aus New York, die wir in Filmen wie „Wild Style!“ und Büchern wie „Subway Art“ gesehen hatten.“ Es sei aber nicht darum gegangen, deren Look einfach zu imitieren. „Das hätte total bescheuert ausgesehen“, sagt Ticoalu. „Wir mussten also unseren eigenen Style entwickeln, mit der Sprühdose und natürlich auch in Sachen Kleidung.“

Die Longsleeves mit dem lässigen Schnitt gab es bei C&A, daran erinnert er sich gut. Die „CCCP“-Aufnäher hatten sie auf dem Hamburger DOM gekauft und sich einen passenden Namen für ihre Crew dazu ausgedacht: „Cold Chillin’ Crime Partners“. Das brachte eine kleine Pointe mit sich: „Es gab in Amsterdam die ‚United Street Artists‘“, kurz: „U.S.A.“, erzählt Ticoalu. Die Antwort aus Hamburg: „CCCP“ das kyrillische Kürzel für „UdSSR“. Der „Mythos des Battle“ wurde hier schon in der Namensgebung beschworen. Die Kangol-Mützen hatten sie in einem alteingesessenen Hutladen in der Innenstadt aufgetrieben. Und an den Ketten um ihren Hals hingen ihre Sprayernamen – in Handarbeit aus einer Messingplatte gesägt.

Glokalisierung

Was Andre Ticoalu beschreibt, wird in der Sozialwissenschaft als „Glokalisierung“ bezeichnet. Popkulturelle Phänomene etwa würden zwar von global operierenden Medienindustrien, insbesondere von den USA aus, in die ganze Welt exportiert. Auf den Import folge jedoch nicht bloß der Konsum der Kultur, sondern deren lokale Aneignung und Ausdifferenzierung. Will sagen: HipHop und Graffiti mögen

aus New York kommen, haben aber in München, Dortmund oder Hamburg ganz unterschiedliche Blüten getrieben. Und so gehört zum Erfolg von „EINE STADT WIRD BUNT“ auch, dass die Ausstellung diesem Spannungsfeld zwischen globaler Kulturware und lokaler Aneignung eine Bühne bereitet. Das fängt schon mit dem Titelfoto an, von dem man annehmen könnte, es sei in der New Yorker Bronx aufgenommen worden. Beschäftigt man sich aber mit den Details der Inszenierung, kommt man den Strategien lokaler Rekontextualisierung auf die Spur. Indem die Ausstellung genau das für HipHop und Graffiti leistet, trägt sie zu einem tiefen Verständnis der Hybridität von Popkultur bei.

Und so schlägt „EINE STADT WIRD BUNT“ – vom Titelmotiv bis zum originalgetreu nachempfundenen Jugendzimmer der späten 1980er-Jahre – den weiten Bogen einer Subkultur, die in mancherlei Hinsicht eine neue Ära einleitete. Graffiti war zwar einerseits eine „Gegenkultur“ und im steten Konflikt mit dem Gesetz, zugleich ist HipHop die erste Subkultur, für die der Wettkampf in Form des „Battles“ zentrales Identitätsmerkmal ist. Zudem standen viele Rapper, DJs, Writer und Breaker immer wieder vor einem Dilemma: Einerseits wollten sie ihr Können zu Geld machen, andererseits wollten sie nicht in Verdacht geraten, Sell-out zu betreiben, sich also für den Markt zu verbiegen.

Da es auf solche Fragen nur ambivalente Antworten geben kann, stellt HipHop eine Subkultur dar, die – wie keine zuvor – die „Hybridität der Postmoderne“, also das komplexe Neben- und Miteinander scheinbar widersprüchlicher Identitätskonstruktionen verkörpert. Die Ära des „Entweder-oder“ ging zu Ende, es begann das „Sowohl-als-auch“. Ein Prinzip, das auch im Titel der Ausstellung zum Ausdruck kommt. Den man sich übrigens einmal laut vorlesen sollte, ohne dabei an Sprühlack auf Mauern zu denken: Eine Stadt wird bunt. ♦

Mathias Becker ist in Hamburg aufgewachsen, Journalist, Co-Geschäftsführer der Agentur „Behnken, Becker + Partner“ und Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität



Diese Auftragsarbeit für die Hypothekbank 1989 beweist, dass die Akzeptanz von Graffiti wuchs

» Die Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“ bietet Einblicke in die Graffiti-Kunst mit Fokus auf Hamburg. Die Ausstellung läuft bis zum 7.1.2024 im Museum für Hamburgische Geschichte.





Frei. Licht. Kunst.

Till Warwas. Alsterpanorama,
Blick von der Krugkoppel-
brücke gegen Abend, 2015



Die Norddeutschen Realisten Tobias Duwe, Lars Möller und Till Warwas sind Freilichtmaler. Ihre Hamburg-Gemälde sind Ausdruck einer malerischen Tradition, die bis in die Renaissance zurückreicht – und sind nun im Jenisch Haus zu sehen

Text: Julika Pohle



it wenigen, geübten Handgriffen bauen Tobias Duwe, Lars Möller und Till Warwas ihre Kofferstaffeleien auf. Auch das übrige Equipment ist schnell ausgepackt: die Leinwand, einige Pinsel, Farbtuben und Terpentin. Etwas länger haben die drei Freilichtmaler gebraucht, um im Jenischpark den idealen Standort auszukundschaften, an dem die Aussicht und der Lichteinfall stimmen. Der Elbe wenden

die drei Norddeutschen Realisten ausnahmsweise den Rücken zu und richten ihre Staffeleien gegen Jenisch Haus aus: Schließlich ist der weiße, klassizistische Museumsbau unter den altehrwürdigen Bäumen ein dankbares Motiv. Die Künstler werfen einen kurzen, prüfenden Blick in den moderat bewölkten Himmel und legen los, malen mit ausgestrecktem Arm, um das Bild mit dem größtmöglichen Abstand zu konzipieren.

Wenn die Maler ein gutes halbes Jahr später von dem zu dritt verbrachten Tag im Park erzählen, entsteht im Kopf sofort eine klare Vorstellung von den Schulter an Schulter, im jeweils eigenen Rhythmus arbeitenden Kollegen. „Da standen wir wirklich mehr oder weniger nebeneinander“, sagt Möller. Inzwischen hängen die drei Außenansichten vom Jenisch Haus in dessen Räumen. Dort sind sie, zusammen mit rund 100 weiteren Hamburg-Werken der drei Künstler, in der Ausstellung „Elbwärts“ zu sehen und beweisen eine ebenso einfache wie verblüffende Wahrheit: Das Motiv ist relativ. Denn trotz derselben Ausgangssituation schufen die Maler drei ganz und gar unterschiedliche Werke. So malte Duwe ein lichtdurchflutetes Spätsommerbild. Im Vordergrund tanzen bewegliche Schatten, an den Bäumen prangt buntes Laub und das klare Himmelblau leuchtet mit dem hellen Gelbgrün der Wiese um die Wette. Auch Warwas fing die Parksituation in kräftigen Farben ein, doch herrschen bei ihm wirklichkeitsnahe Grüntöne vor und der Himmel ist genauso verhangen, wie ihn jeder Hamburger kennt. Bei Möller schließlich ballen sich dunkelgraue Regenwolken und tiefgrüne Baumkronen werfen schwere Schatten – während ein seltener Lichtstrahl das weiße Gebäude leuchten lässt. „Duwe ist sehr farbenfroh und Warwas bleibt farblich immer nah am Motiv. Ich selbst bewege mich eher im Graubereich“, fasst Möller die Unterschiede zusammen.

Die Norddeutschen Realisten

Allerdings gibt es auch Gemeinsamkeiten. Die wichtigste Übereinstimmung von Duwe, Möller und Warwas ist ihre Kunstauffassung, die fest in der Gegenständlichkeit wurzelt. Zusammen mit einem Dutzend weiterer Kollegen zählt das Trio zur Künstlergruppe Norddeutsche Realisten, deren Mitglieder seit 30 Jahren bevorzugt unter freiem Himmel ma-

len, also „en plein air“. Im Rahmen von jährlich ein- bis zweimal stattfindenden Symposien treffen sich die Pleinairmaler, um an der Nord- oder Ostsee, in Skandinavien, Frankreich, im Rheingau oder auch in Großstädten wie Hamburg, Berlin und Frankfurt gemeinschaftlich zu malen. In der Regel werden die Symposien von einer Institution angestoßen, zuletzt vom Overbeck-Museum in Bremen-Vege-sack. Vor Ort schwärmen die Norddeutschen Realisten dann ein bis zwei Wochen lang aus, fangen Landschaften oder Stadtansichten ein und zeigen die Ergebnisse am Ende in einer Ausstellung. Das erste Treffen dieser Art wurde 1989 vom Maler Nikolaus Störtenbecker (1940–2022) ins Leben gerufen. Der Neue Realist wollte ein Zeichen gegen die damals übermächtige Abstraktion setzen und gleichgesinnte, hauptberuflich tätige Maler zusammenbringen. Doch der Norddeutsche Realismus ist keine Schule, die einen einheitlichen Stil vorgibt, sondern ein lockerer Zusammenschluss von Individualisten.

„Wir sind selbstständige Künstler und kommen als Gruppe nur selten zusammen. Wir sind sehr unterschiedlich“, erklärt Warwas. Gerade deshalb sei die gegenseitige Inspiration wichtig. „Man hilft sich gegenseitig“, so Möller: „Wenn man fünf Stunden lang auf dasselbe Bild guckt, wird man etwas betriebsblind. Wenn dann ein Kollege mit Anregungen kommt, ist das gut.“ Aus diesem Grund treffen sich die drei Maler, die sich seit drei Jahrzehnten kennen, auch außerhalb der Symposien zum gemeinsamen Pleinairmalen. Im letzten Sommer und Herbst zum Beispiel zogen sie



Lars Möller, Jenisch Haus, 2022

Die wichtigste Übereinstimmung von Duwe, Möller und Warwas ist ihre Kunstauffassung, die fest in der Gegenständlichkeit wurzelt

Er malt den Fluss am frühen Morgen, wenn die Farben der Landschaft noch frisch sind, oder auch am Abend, wenn die untergehende Sonne das Elbwasser rot färbt

mehrmals als Kleingruppe in die Hamburger Stadtlandschaft hinaus, um Bilder für die gemeinschaftlich konzipierte Ausstellung im Jenisch Haus zu fertigen. Etwa drei Viertel der gezeigten Gemälde und Aquarelle entstanden eigens für die Schau. Die Motive, für die sich Duwe, Möller und Warwas gleichermaßen interessieren, liegen meist am Wasser. Am Stintfang etwa malte jeder von ihnen eine Elbansicht inklusive Stückgutfrachter „Cap San Diego“ und Elbphilharmonie. Auch an der Krugkoppelbrücke mit Aussicht auf die grün umfasste Außenalster oder am Fähranleger Teufelsbrück fanden gemeinsame Malaktionen statt.

Um die Hansestadt jedoch wirklich in all ihren für Freilichtmaler spannenden Facetten abzubilden, folgten die drei Realisten ihren persönlichen Motivvorlieben meist im Alleingang. So begab sich der 1962 in Bremen geborene Till Warwas an viele verschiedene Orte der Stadt, entdeckte sie systematisch und malte sie in seinem durchweg wirklichkeitsgetreuen und sehr harmonischen Stil. Da schaukeln bunte Boote unter blauen Planen auf der Alster, da tummeln sich Menschen

am Elbstrand, da fällt vom Fernsehturm ein weiter Blick über die Alster und das von Bäumen durchwachsene Häusermeer, das am Horizont im Dunst verschwimmt. Warwas, der ab 1984 freie Malerei an der Hochschule der Künste Berlin studierte und dort Meisterschüler von Klaus Fußmann war, bewahrt in seinen Bildern magische Momente der Ruhe und Vollkommenheit – sei es an der Alstermündung, an einem arkadisch wirkenden Bachlauf im Jenischpark oder am schattigen Grab des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock neben der Christianskirche in Ottensen. Seinen Landschaftsgemälden, erklärt Warwas, merke man den Einfluss der Stilleben an, die seinen zweiten Schwerpunkt als Maler bilden: „Ich lasse mich anregen von dem, was ich sehe.“

Lars Möller, geboren 1968 in Hamburg, studierte Malerei und Grafik an der Fachhochschule für Gestaltung. Über seinen Professor Erhard Göttlicher, der ebenfalls Mitglied ist, kam er 1998 zu den Norddeutschen Realisten. Seine großformatigen Gemälde zeigen bewegte Wasserflächen und Wolkenformationen, die von einem geheimnisvollen Licht durchdrungen und von leuchtendem Grau beherrscht sind. Während alle drei Künstler die sichtbare Wirklichkeit in atmosphärische Bilder verwandeln und Stimmungen transportieren, will Möller noch darüber hinaus gehen und zeitlose Situationen schaffen: „Ich möchte Bilder malen, die jetzt oder in 100 Jahren funktionieren – und die schon vor 100 Jahren funktioniert hätten“, sagt der Künstler. Das Seestück eigne sich dafür besonders, denn dem Meer sei „Zeitlosigkeit par excellence“ eigen. Außer auf der Nordseeinsel Sylt, wo er ideale Wellen und kristallklare Luft vorfindet, malt Möller besonders gerne im Diekmoor in der Nähe seines Ateliers in Langenhorn Nord. Drei Arbeiten, die am Flüsschen Bornbach im Moor entstanden, ergänzen in der Ausstellung die großen Meer- und Himmelsgemälde. Dazu kommt eine Reihe kleiner, zarter Aquarelle in verhaltenen Farben, die Motive aus Altona, der City und der Speicherstadt zeigen.

Auf die Elbe in all ihren Erscheinungsformen ist der 1961 in Bad Oldesloe in eine Künstlerfamilie hineingeborene Tobias Duwe spezialisiert. Der Maler, der an der Hamburger Fachhochschule für Gestaltung bei Almut Heise und Tom Knoth studiert hat, porträtierte den wechselhaften Strom zu allen Tages- und Jahreszeiten. „Er malt am konsequentesten immer draußen“, sagt Warwas über den Kollegen Duwe, den es selbst im Winter hinauszieht, wenn Eisschollen auf der Elbe treiben. Er malt den Fluss am frühen Morgen, wenn die Farben der Landschaft noch frisch sind, oder auch am Abend, wenn die untergehende Sonne das Elbwasser rot färbt. „Im Atelier kann man sich das nicht zusammendenken“, erklärt Duwe seine mobile Arbeitsweise: „Es wäre dann eine Kopfgeburt, die an Intensität verliert.“ Duwes Bilder zeigen sämtliche Elbstrände im Hamburger Westen – von Oevelgönne, wo am gegenüberliegenden Ufer

die Hafenkräne rund um die Uhr arbeiten, bis zu der stromabwärts gelegenen Haseldorfer Marsch. Der Maler, auf dessen Palette sich norddeutsche mit mediterranen Farben verbinden, lebt im schleswig-holsteinischen Großenensee und in Südfrankreich.

Die Schule von Barbizon

Der Einfluss des französischen Impressionismus sei bei Duwe besonders deutlich zu sehen, sagt Warwas, und bezieht sich damit auf das künstlerische Erbe der Norddeutschen Realisten. Die Tendenz zur Freilichtmalerei gab es schon in der Renaissance, im Barock und vor allem in der Romantik.

Doch erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Pleinairismus zu einer breiten Bewegung. Die Schule von Barbizon in Frankreich steht am Anfang dieser Entwicklung. Seit 1832 fanden sich einige Pariser Maler alljährlich im Wald von Fontainebleau in der Nähe des Dorfes Barbizon ein, um die dortige Landschaft möglichst naturgetreu wiederzugeben. Das Bedürfnis nach einem ursprünglichen Leben abseits der Großstadt verband die jungen Künstler: „Zum Teufel mit der zivilisierten Welt! Es lebe die Natur, die Wälder und die alte Poesie“, schrieb Théodore Rousseau (1812–1867), der als Gründer der Gruppe gilt. Die „Paysages intimes“, die vertrauten Landschaften, wurden zum Markenzeichen der Maler von Barbizon. Bestrebt, ihre Umgebung subjektiv zu erfassen, waren ihnen Waldränder und Flussbiegungen, Felder und Sümpfe bildwürdig. Weil die Werke meist „en plein air“ entworfen und skizziert wurden, legten Künstler wie Jean-Baptiste Camille Corot (1796–1875) oder



Tobias Duwe,
Am Baumwall, 2022

Die Motive, für die sich Duwe, Möller und Warwas gleichermaßen interessieren, liegen meist am Wasser



Tobias Duwe, Am
Elbstrand, 2022





Till Warwas,
An der Alster-
mündung, 2023

Jean-François Millet (1814–1875) den Grundstein für die Freilichtmalerei und den Impressionismus. Zugleich wurde in Barbizon der Realismus geboren: Der Maler Gustave Courbet (1819–1877) wandte sich gegen den Idealismus in der Kunst. „Ich halte auch dafür“, proklamierte der Franzose, „dass die Malerei ihrem Wesen nach eine konkrete Kunst ist und einzig in der Darstellung der wirklichen und vorhandenen Dinge bestehen kann.“

Nach dem Vorbild des Malerkollektivs um Rousseau bildeten sich in Europa bald viele weitere Künstlerkolonien, zum Beispiel im dänischen Skagen, im englischen Newlyn, in Worpswede bei Bremen und in Dachau bei München. Stets zogen junge, meist befreundete Maler aus den Metropolen in ländliche Regionen, um Seite an Sei-

te das natürliche, lebendige Licht in ihre Bilder zu bannen – fernab festgefahrener, akademischer Lehren und starrer Regeln. Dass sich die Kolonisten hinaus begaben, um Küsten und Moore zu malen, hing auch mit dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts zusammen: Die Industrielle Revolution kurbelte die Sehnsucht nach unberührter Natur an, während gleichzeitig der erstarkende Nationalismus dazu führte, dass Gemälde der heimatlichen Umgebung mehr galten als exotische Ideallandschaften.

Der wichtigste, ganz pragmatische Motor für die Pleinairmalerei indes war die Erfindung der Tubenfarbe durch den amerikanischen Maler John Goffe Rand (1801–1873). Seit Jahrhunderten hatten die Künstler ihre Ölfarben aus Pigmenten frisch mischen und unmittelbar vor Gebrauch herstellen müssen, da die Substanz schnell eintrocknete und darum nicht aufbewahrt oder transportiert werden konnte. Rand entwickelte nun „ein metallisches Rohr“, wie er die Neuheit nüchtern beschrieb, „das mit leichtem Druck verformbar ist, sodass die Farbe oder Flüssigkeit darin durch einen verschraubbaren Verschluss getrieben wird, dergestalt, dass die Flüssigkeit von Zeit zu Zeit entnommen und das Ende wieder luftdicht verschlossen werden kann“. Das

Man muss draußen schnell sein, man muss schnell Entscheidungen treffen. Das schützt davor, zu viel am Bild herumzumalen



kulturgeschichtlich revolutionäre Produkt wurde 1841 in den USA patentiert und zehn Jahre später auf der Weltausstellung in London präsentiert. „Erst die Farbtuben haben es uns ermöglicht, in freier Natur zu malen“, verkündete der französische Künstler Pierre-Auguste Renoir (1841–1919): „Ohne sie hätte es weder einen Cézanne noch einen Manet gegeben, auch nicht den Impressionismus“.


Denn den Impressionisten ging es darum, Lichteffekte und Farbstimmungen zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten zu untersuchen. Im Zusammenspiel mit der selbst erfahrenen Natur wollten Maler wie Édouard Manet (1832–1883), Claude Monet (1840–1926), Berthe Morisot (1841–1895) oder Camille Pissarro (1830–1903) flüchtige Eindrücke spontan einfangen und weitervermitteln. Mehr als ein Jahrhundert später sind auch die Norddeutschen Realisten auf der Suche nach dem Zauber des Moments und der unmittelbaren Atmosphäre, die ebenso unbeständig ist, wie annehmbares Malwetter in Hamburg. „Man muss draußen schnell sein, man muss schnell Entscheidungen treffen. Das schützt davor, zu viel am Bild herumzumalen oder es zu schön zu malen und dadurch zu töten“, sagt Warwas. Und Duwe ergänzt: „Malerei ist im Grunde ein unglaubliches Ausschließen“. In den wenigen Stunden eines einzigen Arbeitstages gilt es also, die Essenz des Gesehenen und Empfundene so zu fassen, dass die Bildidee des Künstlers auch für den Betrachter erfahrbar wird. Das Gemälde stellt dann die Summe all dessen dar, was sich während seiner Entstehung ereignet – die Sonne wandert, das Licht und die Farben verändern sich, die Schatten werden erst kürzer, dann länger; Wind kommt auf und flaut ab; Wolken ballen sich zusammen oder verflüchtigen sich; Schiffe ziehen vorbei, Möwen kreisen; Menschen tauchen auf der Bildbühne auf, verweilen und gehen wieder ab. „Wenn ich bis zu acht Stunden vor dem Motiv stehe, habe ich viele Informationen und Eindrücke, die ich mir zusammenkomponieren kann. Ich picke mir ein Best-of aller Änderungen heraus“, erklärt Möller: „Ein Pleinairbild ist eine Zeitcollage.“

haben, steigt jeder der drei Künstler auf seine charakteristische Weise ins Bild ein. So fertigt Möller auf der ersten hellen Farbschicht, der Imprimitur, eine grobe, lineare Vorzeichnung in Van-Dyck-Braun an. Im nächsten Schritt malt er braune Schatten, dann erst fügt er die Farben hinzu. Auch Duwe setzt vorbereitende Linien, auf die er allerdings gleich die Farben folgen lässt. Warwas hingegen startet mit flächigen Untergründen, die er nach und nach ausarbeitet. Die Freilichtgemälde der Norddeutschen Realisten entstehen in der sogenannten Alla-prima-Technik. Diese Nass-in-Nass-Malerei, bei der in die noch feuchte Farbe immer wieder hineingemalt werden kann und Korrekturen jederzeit möglich sind, eignet sich besonders für spontanes, temperamentvolles Arbeiten. Meister in dieser Kunst waren unter anderen der deutsche Impressionist Lovis Corinth (1858–1925) und der schwedische Maler und Grafiker Anders Zorn (1860–1920). Beide Künstler zählen zu den Vorbildern der Norddeutschen Realisten – und beide arbeiteten, eingeladen vom damaligen Direktor der Kunsthalle, Alfred Lichtwark, um die Wende zum 20. Jahrhundert in Hamburg. Auch sie wandten sich dem Strom und dem Hafen zu, denn unter den Pleinairmalern der Hansestadt war es schon immer en vogue, sich elbwärts zu orientieren. ♦

Individuelle Maltechniken

Maximal zwei Bilder entstehen an einem Tag. Nachdem sie den passenden Ort gefunden und ihr Werkzeug ausgepackt

Julika Pohle ist Kulturwissenschaftlerin, Journalistin und Autorin für „Welt“ und „Welt am Sonntag“. Sie stammt aus Kiel und ist großer Fan der norddeutschen Landschaft



Das mehr als 100 Jahre alte Museum wird in den nächsten Jahren umfangreich modernisiert

„Wir modernisieren!“

Das Museum für Hamburgische Geschichte steht mit der geplanten baulichen und inhaltlichen Modernisierung vor einer der größten Veränderungen in seiner über 100-jährigen Geschichte. Mit der Neuausrichtung des Museums sind eine ganze Reihe von konzeptionellen und technischen Herausforderungen verbunden

Text: Bettina Probst



Auf die Gäste des Museums wartet künftig mit Blick auf Pflanzen und Blumen eine attraktive Außengastronomie

Das Museum für Hamburgische Geschichte bricht auf zu neuen Ufern. Nach seinem 100-jährigen Jubiläum im vergangenen Jahr wird es in den nächsten vier Jahren nicht nur baulich ertüchtigt, sondern auch inhaltlich aktualisiert.

Die wichtigste Aufgabe besteht darin, den zukünftigen Besucherinnen und Besuchern eine zeitgemäße Orientierung in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Hansestadt in ihren regionalen, nationalen und internationalen Bezügen zu bieten. Die vielfältigen Anforderungen und Perspektiven, denen das Haus in seiner derzeitigen Form nicht mehr angemessen begegnen

kann, reichen dabei von den Aspekten Barrierefreiheit, Inklusion, Zugänglichkeit und Verständlichkeit über Fragen des Denkmalschutzes, der Nachhaltigkeit und der Energieeffizienz bis hin zu Aspekten der Vermittlung, Digitalität, Diversität und Partizipation. Diese thematisch relevanten Faktoren müssen bei der Neukonzeption des Museums in Zukunft sorgsam miteinander in Einklang gebracht und in möglichst alle Arbeitsbereiche des Museums implementiert werden. Für diese grundlegende Erneuerung des Museums stellen der Bund und die Freie und Hansestadt Hamburg jeweils zur Hälfte Mittel zur Verfügung.

Das ist geplant

Zu den baulichen Veränderungen gehören ein neuer barrierefrei gestalteter Eingangs- und Empfangsbereich auf der Ostseite des Gebäudes sowie eine Öffnung des Museums zur angrenzenden Parkanlage „Planten un Blomen“ im Westen. Um die Aufenthaltsqualität nach dem Ausstellungsbesuch und die Attraktivität für die Gäste zu erhöhen, ist eine neue Gastronomie inklusive einer erweiterten Terrasse auf der Parkseite des Museums geplant. Zudem werden die Sonderausstellungsflächen im Erdgeschoss klimatisch optimiert und erweitert, um zukünftig in technisch innovativ ausgestatteten Räumlichkeiten eine oder mehrere hochkarätige Sonderausstellungen zu unterschiedlichen Themen parallel zu zeigen. Darüber hinaus sind im Erdgeschoss ein frei zugänglicher Lesesaal mit Lounge-Charakter und die Etablierung neuer Seminar- und Workshop-Räume für Schulklassen und andere Gruppen vorgesehen. Verantwortlich für die von der Freien und Hansestadt Hamburg in Auftrag gegebene Realisierung der Umbaumaßnahmen ist die Sprinkenhof GmbH. Als Architekten und Objektplaner konnte das Team von Hoskins Architects aus Berlin und Glasgow gewonnen werden. Ein wesentliches Ziel der umfangreichen Veränderungen ist es, „einen denkmalgerechten, architektonischen Rahmen für eine inhaltliche Neuaufstellung zu schaffen, sodass das Museum für Hamburgische Geschichte seiner Rolle als zeitgemäßes und zukunftsweisendes Haus auch in Zukunft gerecht werden kann“. (Hoskins Architects)

Doch es geht bei der Modernisierung nicht nur um bauliche Verbesserungen, sondern auch um eine inhaltliche und gestalterische Neuaufstellung der Dauerausstellung zur Geschichte Hamburgs. Die neue Dauerausstellung wird vom

Architektur- und Gestaltungsbüro jangled nerves aus Stuttgart gestaltet. Ihr Auftrag lautet, gemeinsam mit den wissenschaftlichen Kuratorinnen und Kuratoren des Hauses, „das Stadtmuseum als Dialogplattform einer diversen Stadtgesellschaft und seine Dauerausstellung als Kommunikationsort auszuprägen“. (jangled nerves)

Das Museum für Hamburgische Geschichte soll zu einem lebendigen und lernenden Museum werden, das die Stadt Hamburg in ihrer Einzigartigkeit und ihren nationalen sowie internationalen Zusammenhängen begreifbar macht. Das Museum versteht sich als ein einladender Ort, in dem die Stadtgesellschaft mitwirken soll – nicht nur in Form von Foren und Veranstaltungen, sondern auch ganz direkt im Bereich der Ausstellungen. Die vielfältige und facettenreiche Geschichte der Stadt soll nicht nur ausgestellt, sondern gemeinsam mit den Besucherinnen und Besuchern reflektiert und diskutiert werden. Dafür wird es wichtig sein, historische Ereignisse und Zusammenhänge mit gegenwärtigen Fragestellungen zu konfrontieren und relevante Themen der aktuellen Stadtgesellschaft interdisziplinär und multiperspektivisch, also möglichst viestimmig zu verhandeln.

Im Kontext der neuen Dauerausstellung ist im 1. Obergeschoss erstmalig ein chronologisch-thematischer Rundgang durch die hamburgische Geschichte geplant, bei dem die Entwicklung der Hansestadt von der Stadtgründung bis zur jüngsten Vergangenheit anschaulich vermittelt werden soll. Leitfragen zur Entwicklung und zur Organisation der Stadt oder zum Wandel des Stadtbilds sollen die einzelnen Epochen miteinander verbinden. Strukturbildende Elemente wie Themeninseln, Themenstränge und als „Symbionten“ fungierende flexible Vitrinen sollen zum Einsatz kommen, um die Darstellung von historischen Zusammenhängen ebenso wie daraus erwachsene Aktualitätsbezüge zu stärken.

Mit den Themeninseln soll die Chronologie des Rundgangs aufgebrochen werden, um Bezüge und Verbindungen der historischen Ereignisse zur Gegenwart herzustellen. Die Themeninseln sollen immer an einen Ort geknüpft sein, wie zum Beispiel an die Hamburger Börse, das Rathaus oder an die Elbe; sie sollen dazu passende Leitobjekte aus der Sammlung präsentieren und so inklusiv wie möglich gestaltet sein. Mit den Themensträngen werden wesentliche Bestandteile einer übergreifenden Narration zur Ge-

**Es geht nicht nur um
bauliche Verbesserungen,
sondern um eine inhaltliche
und gestalterische
Neuaufstellung**

schichte Hamburgs entwickelt, die sich dann durch die gesamte Dauerausstellung ziehen. Die wichtigsten Themenstränge drehen sich um die Bereiche „Jüdisches Leben in Hamburg“, „Kolonialismus/Postkolonialismus“ und „Migration“ sowie um den Zusammenhang „Stadt. Mensch. Umwelt“. Die Themenstränge bilden die Grundlage für verschiedene Vermittlungsformate und Partizipationsangebote. Die sogenannten „Symbionten“ verdeutlichen als modulare und flexible Ausstellungselemente mit einer eigenen Kommentarebene die genannten Themenstränge zusätzlich. Mit ihnen wird ein Raum für Interaktion geschaffen, der den multiperspektivischen Charakter der neuen Dauerausstellung unterstreicht.

Im Gegensatz zur eher sachlich orientierten Atmosphäre der Ausstellung im 1. Obergeschoss werden sich die Räume im 2. Obergeschoss der Hamburger Stadtgesellschaft in Geschichte und Gegenwart widmen und einen stärker inszenatorischen Charakter erhalten. Hier stehen die Menschen und ihre unterschiedlichen Lebenswelten stärker im noch Vordergrund. Auch wird das jüdische Leben in Hamburg weiterhin eine wichtige Rolle spielen.

Mehr als ein Museum

Eine Fläche zum Thema „Kind sein in Hamburg“ soll vor allem Familien, Kinder und Jugendliche ansprechen, ein Labor zur Stadtentwicklung und eine Stadt-Lounge laden zum Arbeiten und Mitgestalten, aber auch zum Verweilen ein. Mit der Einrichtung zweier historischer Räume der Villa Rücker, einem klassizistischen Landhaus, das sich einst im Hamburger Stadtteil Hamm befand, wird im Südflügel des 2. Obergeschosses ein Jahrhundertprojekt realisiert, das bereits vom Gründungsdirektor Otto Laufer und dem Architekten Fritz Schumacher an genau dieser Stelle des Museums vorgesehen war.

Mit Beginn dieses Jahres sind die ersten Vorbereitungen für die verschiedenen Modernisierungsmaßnahmen bereits gestartet. Zunächst werden die Ausstellungsräume für die baulichen Veränderungen geräumt. Die mehr als 5000 Exponate, unter denen sich zahlreiche gewichtige Großobjekte und Modelle sowie aufwendige inszenatorische Einbauten befinden, werden verpackt und in verschiedenen Depots zwischengelagert. Aus diesem Grund sind die Bereiche der Dauerausstellung seit dem 1. Februar 2023 für den Besucherbetrieb unzugänglich. Eine komplette Schlie-



Aktuell werden die Ausstellungsräume zur Vorbereitung der kommenden Maßnahmen geräumt: Mehr als 5000 Objekte müssen abgebaut und zwischengelagert werden

ßung des Hauses wird zu Beginn des Jahres 2024 erfolgen. Geöffnet bleibt bis Ende 2023 das Erdgeschoss des Museums mit dem Museumsrestaurant „Bastion“ und dem Bereich für die Sonderausstellungen. Hier ist noch bis zum 7. Januar 2024 die Ausstellung „Eine Stadt wird bunt. Hamburg Graffiti History 1980–1999“ zu sehen, die in den kommenden Monaten weiterhin von einem vielfältigen Rahmenprogramm begleitet wird. Das weitere Programm des Jahres 2023 umfasst ab 20. September 2023 die Ausstellung „Hamburg 1923. Die bedrohte Stadt“ zum Hamburger Aufstand von 1923. ♦

Prof. Bettina Probst ist Direktorin des Museums für Hamburgische Geschichte

Kein Denkmal ist derart umstritten wie das von Reichskanzler Bismarck im Alten Elbpark



Es braucht ein Störgefühl

Ein Gastbeitrag von Kultursenator Carsten Brosda zum Thema Dekolonisierung und der Bismarck-Statue am Hamburger Hafen

Text: Carsten Brosda



Nachdem der Bundestag Mittel für die Sanierung bewilligt hat, ist der Koloss in den letzten Jahren standsicher und denkmalgerecht hergerichtet worden. Weil dies das Denkmal neu in den Fokus rückt, hat nun ein Wettbewerb begonnen, in dem nach einer künstlerischen Kommentierung oder Kontextualisierung gesucht wird. Wer ein solches Monument anfasst, muss sich auch aus der heutigen Zeit und im heutigen Wissen dazu verhalten. Und wieder zeigt sich, dass das Thema Bismarck polarisieren kann.

Eine recht bismarckfreundliche Geschichtsschreibung ist bis heute in den Köpfen verankert. Auch ich habe noch in der Schule gelernt, dass der erste Reichskanzler nicht nur den deutschen Nationalstaat geschaffen hat, sondern dass er ihn auch durch kluge Bündnispolitik aus globalen Konflikten herausgehalten, die Sozialversicherungen gegründet und den Einstieg in den Kolonialismus nur widerwillig begonnen habe. Natürlich wusste ich auch von der Verfolgung der Sozialdemokratie unter den Sozialistengesetzen und vom Kulturkampf gegen die katholische Kirche auf Grundlage des Kanzelparagraphen. Aber die Waagschalen der Verdienste und Verfehlungen schienen mindestens im Gleichgewicht zu sein.

Heute wissen wir, dass es so einfach nicht ist: Die Bündnisse waren viel fragiler und nationalegoistischer als gedacht, die Sozialversicherungen sollten vor allem verhindern, dass die revolutionäre Arbeiterklasse Zulauf erhielt. Und die deutschen Kolonien gehen maßgeblich auf Bismarcks Berliner Afrika-Konferenz zurück, bei der die europäischen Staaten die Aufteilung eines ganzen Kontinents vorbereiteten und auf der auch seine symbolische Huldigung durch die Hamburger Kaufmannschaft mit beruht, die in dem Denkmal Ausdruck fand. Wer sich heute auf Bismarck, sein Werk und sein Wirken beziehen will, sollte diese Ambivalenzen und Spannungen reflektieren.

Zumindest für Hamburg lässt sich sagen:

Das Denkmal löst etwas aus

Es ist sinnvoll, sich gesellschaftlich mit einem Mann auseinanderzusetzen, an den heute noch mit Straßennamen oder Statuen erinnert wird. In meiner Heimatstadt Gelsenkirchen gibt es gar einen Stadtteil namens Bismarck, benannt nach einer Zeche, die dort einmal Zehntausenden Arbeit gab. Das wirkt nach. Und Erinnerung prägt Gegenwart.

An Bismarck scheiden sich die Geister. Das war schon Anfang des 20. Jahrhunderts so, als eine über 34 Meter hohe Statue des Reichskanzlers auf einem Hügel am Hamburger Hafen errichtet wurde. Kaufmannschaft und Bürgertum wollten das Andenken an den Reichsgründer erhalten. Viele aus der bis kurz zuvor noch von Bismarck verfolgten Arbeiterschaft konnten mit der alles überragenden Heldenverehrung nicht viel anfangen. Und auch ästhetisch lagen die Positionen über Kreuz: Während der Kunsthistoriker Aby Warburg das Denkmal „einfach grandios, plastisch u. doch visionär überragend“ nannte, ätzte der Gründungsdirektor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, von einer „Puppe in Riesendimensionen“. Bis heute trennt das Hamburger Denkmal eher, als dass es zusammenführt. Und das ist auch gut so.



Die feierliche Enthüllung des Bismarck-Denkmals am 2. Juni 1906 lockte unzählige Bürger an den Schauplatz nahe St. Pauli

Der Historiker Golo Mann hat einmal plastisch verdeutlicht, was das bedeuten kann: Man solle sich hineinversetzen in einen Menschen, der morgens leicht verwirrt in einem fremden Hotelzimmer aufwacht. Erst wenn er sich erinnere, dass er am Vorabend nicht zu Hause ins Bett gegangen sei, wisse er plötzlich auch, dass die Nachttischlampe woanders stünde und könne das Licht anknipsen. Soll heißen: Nur wer sich an die Vergangenheit erinnert, kann sich in der Gegenwart orientieren.

Natürlich ist die Lage viel komplexer, wenn es um kollektive Erinnerung in einer offenen und vielfältigen Gesellschaft geht. Die Assoziationen, die sich an einem Bismarck-Denkmal entzünden können, sind so mannigfaltig, dass es kaum sinnvoll ist, sie auf einen Nenner und auf eine Schlussfolgerung zu bringen. Es geht immer um Entscheidungen im Einzelfall und in einem bestimmten Kontext. Zumindest für Hamburg lässt sich sagen: Das Denkmal löst etwas aus. Und der Streit um die Umbenennung des Bismarck-Zimmers im Auswärtigen Amt zeigt, dass die Debatte weit über Hamburg hinaus geführt wird.

Genau deshalb bin ich skeptisch, jenen nachzugeben, die pauschal eine Entfernung Bismarcks aus dem gesellschaftlichen Alltag fordern. Auch wenn man gerade als Sozialdemokrat – und

damit als jemand, dem Bismarck „gemeingefährliche Bestrebungen“ unterstellt hätte – solche Reflexe haben könnte, wäre es ein arg unterkomplexer Umgang mit der Geschichte. Wir verlören mehr mit solchen absoluten Eingriffen, als wir gewinnen. Natürlich gibt es Personen und Positionen, die keine Sichtbarkeit mehr haben sollten, aber die Vergangenheit ist nur in seltenen Fällen einfach gut oder böse. Auch der konkrete Fall ist differenzierter.

Wir sollten uns fragen: Für was stand Bismarck?

Kaum jemand käme heute auf die Idee, Bismarck ein Denkmal zu setzen. Aus der Perspektive einer demokratischen Gesellschaft heraus steht der erste Reichskanzler auch für Werte und Überzeugungen, die wenig mit dem gemein haben, wie wir heute zusammenleben wollen.

Aber wir können etwas lernen, wenn wir uns fragen, warum es Zeiten gab, in denen eine solche Ehrung sinnvoll erschien, welche Überzeugungen dahinterstanden. Wenn wir nun in Hamburg über das Denkmal diskutieren, geht es schließlich weniger um die historische Person oder die ästhetische Gestaltung, sondern vor allem auch darum, aus welchen Gründen Hamburger Kaufleute damals die weltgrößte Statue dieser Art errichten ließen.

Schon 1919 stellte der Schriftsteller Karl Scheffler fest: „Die Bismarckdenkmale aus der Zeit vor 1914 gelten gar nicht der großen Persönlichkeit, es sind vielmehr allgemein gedachte Nationaldenkmale, die sich seines Namens bedienen.“ Das ist auch für die aktuellen Debatten nicht zu vernachlässigen. Erst wenn wir den Blick weiten, haben wir die Chance, uns zu den geschichtlichen und ideologischen Traditionen zu verhalten, aus denen unsere Gegenwart entstanden ist. Und aus ihnen für die Zukunft zu lernen.

Würden wir alle zweifelhaften Ehrungen und Denkmäler aus dem Stadtraum entfernen, bestünde die Gefahr, dass wir uns auch der Anlässe solcher Fragen entledigten. Der Moment der Irritation nach dem Aufwachen, den Golo Mann als so wirksam beschreibt, entfiele. Die öffentlichen Oberflächen wären glatter und unangreifbarer, sie würden kaum Halt und Haftung für notwendige Auseinandersetzungen schaffen. Es gäbe weniger Kritik und Kontroverse. Aber es gäbe eben auch weniger Chance zur gesellschaftlichen Selbstaufklärung und zum humanen Fortschritt.

Denken wir nur einmal daran, was für kontroverse Geschichten heute anhand des Palastes der Republik in Berlin erzählt werden könnten. Die künstlerische Bespielung vor zwei Jahrzehnten hat gezeigt, was möglich wäre, wenn man mit historisch gewachsenen Zuständen umgehen wollte. Stattdessen quälen wir uns heute mit der ebenfalls belasteten Symbolik des aufgebauten Preußenschlosses herum.

Die Geschichte der Gegendenkmäler ist lang, voller Stolperfallen und Abstürze

Das bedeutet nun nicht, dass wir Monumente einfach unkommentiert stehen lassen sollten. Keinesfalls. Sie sind Stolpersteine im öffentlichen Raum, wir müssen sie entsprechend kontextualisieren und so zu Anstößen für den Diskurs machen. Wir sollten sie als Teil einer Vergangenheit sehen, die von uns verlangt, dass wir Stellung nehmen. Deshalb ist es sinnvoll, sich zu den zu uns herübertagenden ästhetischen Positionen nicht nur diskursiv, sondern auch ästhetisch künstlerisch zu verhalten.

Das gilt für den Hamburger Bismarck in besonderer Weise. Schließlich steht er da nicht in Uniform und Pickelhaube, sondern archetypischer als Rolandsfigur, gestützt auf ein Schwert, in der Tradition klassischer „Wacht“-Darstellun-

Ideenwettbewerb

Im Januar dieses Jahres hat die SHMH in Kooperation mit der Behörde für Kultur und Medien im Rahmen des von der Kulturstiftung des Bundes geförderten Projekts „Hamburg dekolonisieren“ zu einem internationalen Wettbewerb zur Kontextualisierung des Hamburger Bismarck-Denkmals eingeladen. Dieser richtet sich unter dem Motto „Bismarck neu denken“ an Künstler und Architekten weltweit. Bis zum Sommer 2023 wird eine unabhängige Fachjury über den Siegerentwurf des Wettbewerbs entscheiden. Weitere Informationen unter: shmh.de/stiftung/hamburg-dekolonisieren/bismarck-neu-denken

gen. Für genaue Betrachter mag die Darstellung irritierend sein, weil sie schon von den Dimensionen her aus dem Rahmen fällt. Aber im Alltag braucht es ein Störgefühl, das sich hier, zumal nach der Sanierung, nicht zwingend von selbst einstellt. Es braucht eine Irritation, die uns zwingt, uns neuerlich zu verhalten, die uns aus dem Tritt bringt.

Es ist richtig, dass derartige Versuche nicht immer gelingen, teils etwas Unbeholfenes haben. Die Geschichte der Gegendenkmäler ist lang und gewunden, voller Stolperfallen und Abstürze. Aber auch darin liegt eine Chance. Denn gerade das vordergründige Scheitern der Kontextualisierung schafft Raum dafür, zu begreifen, dass wir mit unserer Vergangenheit eben niemals fertig sein werden. Das gilt auch für Bismarck, das Kaiserreich, seine gesellschaftlichen Konflikte und kolonialen Verstrickungen.

Unter Bismarck nahm nicht nur der Sozialstaat seinen Anfang, sondern auch ein Verständnis von Nation, das auf Abstammung und Abgrenzung von der Welt setzte. Wenn wir heute die Grundlagen einer offenen und vielfältigen Gesellschaft sichern wollen, müssen wir das sehen – um es zu wissen und um es besser zu machen. Das geht nur, wenn die Zeugnisse der Vergangenheit uns unsere Verantwortung dafür vor Augen führen. Wenn wir uns von ihnen irritieren und in Konflikte zwingen lassen. Wenn wir zu ihnen Position beziehen. ♦

Dr. Carsten Brosda ist Kultursenator der Freien und Hansestadt Hamburg und Vorsitzender des Stiftungsrates der SHMH. Dieser Gastbeitrag erschien erstmals am 7. Februar 2023 in der „Süddeutschen Zeitung“

Eyes on Hamburg

Der Georg Koppmann Preis würdigt fotografische Projekte, die sich auf kreative Weise mit der Geschichte der Hansestadt auseinandersetzen. Erstmals werden im Museum der Arbeit die Werke aller bisherigen Preisträger ausgestellt

Text: Stefan Rahner

Seit 2019 vergibt die Stiftung Historische Museen Hamburg zusammen mit der Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen jährlich den „Georg Koppmann Preis für Hamburger Stadtfotografie“. Prämiert wird ein künstlerisch-dokumentarisches Fotoprojekt, das sich mit der Stadtentwicklung und dem Wandel des Stadtbildes auseinandersetzt. Die preisgekrönten Fotoserien zeigen eine eigene Sicht auf den städtischen Raum und ermöglichen einen Diskurs über die Stadtentwicklung. Ab 9. Juni werden die Arbeiten der ersten fünf Jahre in einer Ausstellung im Museum der Arbeit zu sehen sein.

Historische Dimension

Das Stadtbild von Hamburg wurde und wird von vielen Ereignissen und Veränderungsprozessen geprägt. Die Auswirkungen des Großen Brands von 1842 haben ebenso ihre Spuren hinterlassen wie die immensen Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs. Auch die verschiedenen historischen Baustile und sich wandelnden Leitideen der Stadtplanung bestimmen das Aussehen und die Struktur der Stadt.

Schon im frühen 19. Jahrhundert wurde die Stadt zu einem zentralen Motiv der gerade erst entstandenen fotografischen Bildverfahren. Ihre Abbildungsgenauigkeit machte die Fotografie zum adäquaten Medium, um die Entstehung der modernen Metropole zu dokumentieren. In Hamburg ist die Stadtfotografie mit den frühen Aufnahmen von Hermann Biow (1803–1950) und Carl Ferdinand Stelzner (1805–1894) verbunden, vor allem aber hat Georg Koppmann (1842–1909) die fotografische Dokumentation des Stadtbildes geprägt. In den 1870er-Jahren begann er für die städtische Baudeputation zu fotografieren und begleitete die Entwicklung der Stadt über mehrere Jahrzehnte. Koppmann foto-

grafierte die „niederzulegenden Stadttheile“ auf den Brookinseln, kurz bevor sie für immer verschwinden würden. Auch von den verschachtelten Gängevierteln in der Altstadt fertigte er Fotografien an, bevor sie der modernen City weichen mussten. Seine eindrucksvollen Aufnahmen erinnern seither an eine verschwundene Vergangenheit.

Heutige Stadtfotografie

Auch heute dokumentiert die konzeptionelle Stadtfotografie die Veränderungen des Stadtbildes – nimmt aber stärker den Prozess der Stadtentwicklung selbst in den Blick: etwa Baustellen und Abrisse. Wie hat sich das Stadtbild entwickelt? Wie verändert es sich? Welche historische Bedeutung haben Orte, Gebäude und kulturelle Milieus? Welche Folgen haben Stadtentwicklungsprozesse für die Menschen? Und vor allem: Welche Bilder können diese Fragen adäquat beantworten? Die Sieger des Georg Koppmann Preises zeigen durch ihre Konzepte und visuellen Darbietungen neue Perspektiven auf. Ein Überblick der bisherigen Preisträger zeigt die Bandbreite der Möglichkeiten.

Bisherige Preisträger

Mit Blick auf die Transformation des Stadtbildes widmete sich Axel Beyer 2019 in seiner Serie „Temporäre Einsichten“ den konkreten Mechanismen des Umbaus der Stadt. Er fotografierte in Baulücken und geöffnete Fassaden, die kurzzeitig den Blick in die gebaute Struktur der Stadt freigaben. Er zeigt Blickachsen durch die Stadt, die bald wieder durch Neubauten verstellt werden, lässt in seinen Bildern in einem Zwischenzustand Altes und Neues nebeneinander erscheinen, bevor das eine das andere verdrängt. Er hat den Prozess der Veränderung selbst bebildert.

Wo und wann?

Die Ausstellung EYES ON HAMBURG ist vom 9. Juni bis zum 3. Oktober 2023 im Museum der Arbeit zu sehen und zeigt die Werke der ersten sechs prämierten Projekte. Siehe auch Seite 78.

Robin Hinsch hat sich in seinem Projekt „Der Mechanismus“ 2020 mit einem Stadtquartier befasst, das sich stark verändert. Hammerbrook, nach den verheerenden Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg vom Wohnquartier zum Büro- und Gewerbegebiet umgewandelt, wird zukünftig Teil des großflächigen Stadtentwicklungsvorhabens „Stromaufwärts an Elbe und Bille“ sein. Die Umgebung ist geprägt von Speditionslagern, Autohändlern, Gebrauchtmärkten und Industriebauten, zwischen denen sich in den letzten Jahren immer mehr Start-ups, Künstlerateliers und andere Kreative angesiedelt haben, die oft zu Pionieren einer sozialen Aufwertung und Verdrängung werden. In seiner Fotoserie verfolgte Hinsch, wie sich der Charakter des Viertels vom Tag zur Nacht hin wandelt und neuen subkulturellen Milieus Raum bietet.

Auch die Bildserie von Sabine Bungert und Stefan Dolfen aus dem Jahr 2021 ist einer historischen Perspektive verbunden. Unter der Leitidee „Der Raum ist der dritte Lehrer“ nahmen sie eine Untersuchung der Architektur von fünf herausragenden Hamburger Schulbauten der letzten hundert Jahre vor. Ihre Bilder zeigen den engen Zusammenhang zwischen zeitgenössischen pädagogischen Paradigmen und den entsprechenden Architekturkonzepten und verdeutlichen anschaulich die Atmosphäre dieser Lernorte.

2022 hat sich Markus Dorfmueller in seinem Projekt „Koloniales Hamburg“ mit den materiellen Spuren des Kolonialismus in Hamburg auseinandergesetzt und sie in eine lesbare Struktur übersetzt. Bei ihm funktionierte die Fotografie als Forschungsinstrument.

Mit den Auswirkungen von Veränderungsprozessen auf die Menschen beschäftigte sich Irina Ruppert. Sie hat 2023 Menschen und Orte am Diebsteich porträtiert, wo die geplante Verlegung



Die Fotografin Alexandra Polina hat den Steindamm in St. Georg als öffentliche Bühne betrachtet

des Bahnhofs Altona ihre Schatten vorauswirft und erste Veränderungen in der Nachbarschaft bedingt. Mit ihrer Serie steht sie ganz in der Tradition Koppmanns.

Der Blick auf die Stadt als sozial-kulturelles Gebilde ist eine wichtige Perspektive der Stadtfotografie. Bei ihrem 2023 realisierten Projekt „Steindamm-Atlas“ fokussiert sich Alexandra Polina auf die visuellen Zeichen und Ausdrucksformen der verschiedenen Kulturen und Communities, die St. Georg prägen. Dabei fotografierte sie nicht aus einer ironischen Distanz, sondern nahm die Akteure, die die Straße als öffentliche Bühne nutzen, ernst.

Nach den ersten fünf Jahren des Preises zeigt sich die erhoffte Vielfalt der Positionen und Blicke auf die Stadt. Der Preis setzt wichtige Impulse für eine konzeptionelle fotografische Auseinandersetzung mit Hamburg. Es wird künftig die Aufgabe sein, noch intensiver die aktuellen Veränderungsprozesse aufzuspüren und neue Sichtweisen und Bildstrategien aufzuzeigen. ♦

Stefan Rahner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Kurator im Museum der Arbeit. Als Projektleiter betreut er seit 2018 den Georg Koppmann Preis für Hamburger Stadtfotografie

Was macht eigentlich ...

Tanja-Aminata Bah, Community Curator im Altonaer Museum?



Text: Laura Lück
Foto: Jérôme Gerull


„Ich bin ein echtes SHMH-Homegrown-Gewächs“, sagt Tanja-Aminata Bah. Die 29-Jährige absolvierte ein von der Alfred Toepfer Stiftung gefördertes Volontariat mit dem Schwerpunkt Vielfalt und Migration im Museum für Hamburgische Geschichte. Darauf folgte eine Projekt-Kuration im selben Haus, bevor sie 2021 ins Altonaer Museum wechselte. In beiden Institutionen zählt Bah zu den jüngsten Wissenschaftlern.

Dass im Museum nur arbeiten kann, wer eine jahrzehntelange akademische Laufbahn hinter sich hat, hält Bah für ein überholtes Konzept, in dem bisher zum Teil wichtige Stimmen und Perspektiven verloren gingen. „Die Strukturen werden aber zum Glück immer durchlässiger – auch für ein breiteres Spektrum an Studienabschlüssen abseits der Geschichte und Kunstgeschichte“, so die studierte Afrikanistin und Historikerin. Dies seien recht neue Entwicklungen, die auch dabei helfen, diverseres Personal an Land zu ziehen.

Als Community Curator hat Bah die Aufgabe, Impulse zu liefern, die aufzeigen, wie das Museum diversitätsorientierter agieren kann. Die kulturelle und gesellschaftliche Vielfalt der Hamburger Stadtgemeinschaft spiegelt sich nicht nur im Personal, sondern auch in Programmangeboten und im Publikum von Kultureinrichtungen noch selten wider. Ein Problem, das nicht nur Hamburg betrifft. Um strukturelle Ausschlüsse im Kulturbetrieb zu vermindern, fördert die Kulturstiftung des Bundes 39 Institutionen im Rahmen des Projekts 360° – eine davon ist das Altonaer Museum.

Um die Ziele des Projekts umzusetzen, leistet Bah viel Arbeit hinter den Kulissen. So organisiert sie etwa Fortbildungen innerhalb des Hauses. Die Schulungen sollen das Personal für die Themen Mehrstimmigkeit, Diversität der Stadtgesellschaft und Diskriminierung sensibilisieren. „Da wir in der Vergangenheit viele Hamburger*innen nicht in den Blick unserer Geschichten

Ich repräsentiere zwar eine Institution, aber kenne auch die Perspektive, von ebendiesen Institutionen oft nicht gehört zu werden



genommen haben, ist es wichtig, dass wir andere Perspektiven reinholen, sie ins Narrativ und in unsere Köpfe bringen, um darauf aufbauend die Programme zu entwickeln. Wenn wir wirklich ernsthaft und nachhaltig mehr Diversität ins Museum bringen möchten, beginnt das mit uns Mitarbeiter*innen. Wir müssen uns dazu weiterbilden und Perspektivwechsel üben.“

Aber wie gestalten Kultureinrichtungen ihre Programme so, dass sich mehr Menschen angesprochen fühlen? Bah glaubt, dass man sich von dem Ziel verabschieden müsse, wirklich jeden erreichen zu wollen: „Das Museum für alle ist ein schöner Gedanke, jedoch wird es immer Menschen geben, die gar kein Interesse am Museum haben – und das ist völlig legitim. Aber die, die möchten oder noch gar nicht ahnen, was ihnen das Museum bieten kann, versuchen wir mit unseren Programmen abzuholen.“ Angst vor dem Spagat zwischen niedrigen Schwellen und hohem Anspruch hat Bah nicht: „Ich halte die Vorstellung des Museums als Hochkultur für nicht mehr zeitgemäß. Was wir machen, soll allgemein verständlich bleiben.“

Ein sichtbarer Teil des 360°-Projekts ist das Dock, eine Ausstellungsfläche, die Nachbarschaftsakteuren und kleinen Gruppen wie religiösen Gemeinden, Schulen, Initiativen und migrantischen Selbstorganisationen Raum gibt, ihre Inhalte zu zeigen. Unter den bisherigen Ausstellern ist zum Beispiel die Türkische Gemeinde Hamburg und Umgebung e.V., die mit einer Ausstellung zu Fußballvereinen ins Dock zog. Oder die Islamische Gemeinde Nobistor e.V., die im vergangenen Jahr eine Ausstellung zum muslimischen Fastenmonat Ramadan mit gemeinsamem Fastenbrechen auf dem Vorplatz umsetzte.

Gute Netzwerkpflge innerhalb der Stadtgemeinschaft ist für Bahs Arbeit unerlässlich, denn nur nachhaltige Beziehungsarbeit sorgt dafür, dass eine Zusammenarbeit vertrauensvoll und auf Augenhöhe stattfinden kann. Sie nimmt an vielen Veranstaltungen, wie etwa der vom Bezirksamt Altona organisierten Altonaer Vielfaltswache teil – der einfachste Weg, um schnell und gebündelt viele Initiativen aus dem Stadtteil kennenzulernen. Manchmal helfe ihr auch ihre eigene Positionierung als Schwarze Frau, um einfacher in den Dialog zu treten, so Bah: „Ich repräsentiere zwar eine Institution, aber kenne auch die andere Perspektive, nämlich, von ebendiesen Institutionen oft nicht gehört zu werden.“

Die kürzlich ausgelaufene Dock-Ausstellung „My Black Skin: Lebensreisen“ von Dayan Kodua zeigte in diesem Jahr anlässlich des Black History Months 20 Fotos und Biografien erfolgreicher Schwarzer Deutscher und feierte große Erfolge: hohe Besucherzahlen, ausgiebige Presseberichte und begeisterte Rückmeldungen. Letztere sind für Bah unbezahlbar: „So viele Leute haben sich gefreut, im Museum Menschen repräsentiert zu sehen, die so aussehen wie sie selbst. Das können sehr emotionale Momente sein. Repräsentanz kann so viel bewegen und das ist wahnsinnig schön zu beobachten.“

Das nächste Projekt im Dock steht bereits in den Startlöchern: In Kooperation mit der „Arbeitsgruppe Kritische Geographien Globaler Ungleichheiten“ der Universität Hamburg und dem studentischen Kollektiv Kartattack lädt die Ausstellung „geografisch post/kolonial – Wie aus Karten und Bildern Welt entsteht“ dazu ein, kreativ und interaktiv koloniale Kontinuitäten in Bildern und Karten zu erkennen. Um einen Mangel an Gruppen mit guten Ideen sorgt Bah sich nicht: „Wir bekommen inzwischen zahlreiche Anfragen, den Raum zu nutzen. Jedes Jahr wird es ein bisschen mehr – und fast immer qualitativ hochwertig und inhaltlich spannend.“ ♦

Laura Lück ist freie Journalistin und Autorin. Ihr Herz schlägt für Kunst, Kultur und Kulinarik. Sie schreibt u.a. für die Magazine „Spoonful“, „art“ und „SZENE HAMBURG“

Fünf Fragen an ...

Dr. Anna Symanczyk, Online-Kommunikation SHMH

Interviews: Matthias Seeberg



Wie lange arbeiten Sie schon in der Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH) und was genau ist Ihr Arbeitsfeld?

Seit 2016 bin ich in der SHMH tätig und mit meinen Kolleginnen für den Bereich Online-Kommunikation verantwortlich. Dazu gehören neben der Website alle digitalen Kanäle, über die die Museen der Stiftung kommunizieren.

Mit welchem Projekt sind Sie aktuell beschäftigt?

Erst kürzlich habe ich den Relaunch der Website der SHMH und der zugehörigen Museen abgeschlossen. Eine Website ist an sich jedoch nie fertig und muss fortlaufend betreut werden. Ansonsten bin ich mit Recherchen und der Produktion von Inhalten, mit der Implementierung der PEKING-Rundgänge auf dem neuen Online-Shop der SHMH und anderen digitalen Themen beschäftigt.

Was gefällt Ihnen an Ihrer Arbeit am besten?

Ich mag sehr gerne, dass meine Arbeitsfelder sehr breit aufgestellt sind und es somit nie langweilig wird. Online-Kommunikation ist ein schnelllebiges Feld, man muss immer am Ball bleiben. Darüber hinaus gefällt mir, dass ich mich oft in neue Themen einarbeiten darf, wenn neue Ausstellungen geplant werden. Ich bin gerne mit Menschen im Austausch und kann dies in meinem Job immer machen – auch das macht mir Freude.

Welcher ist Ihr Lieblingsort in den Historischen Museen und was macht ihn so besonders?

Es gibt viele Orte in der SHMH, die eine besondere Stimmung haben. Ich freue mich jeden Tag, dass ich nicht in ein Bürogebäude gehe, sondern durch historische Gebäude und Ausstellungen, um zu meinem Arbeitsplatz zu gelangen. Einen Lieblingsort habe ich dennoch: der Turm des Museums für Hamburgische Geschichte. Jedes Jahr gehe ich am ersten Arbeitstag im Januar auf den Turm und begrüße das neue Jahr!

Welche Ausstellung haben Sie zuletzt besucht und was hat Ihnen daran gefallen?

Ich habe zuletzt die Ausstellung „Eine Stadt wird bunt“ besucht und war sehr angetan. Mir hat sie inhaltlich gut gefallen, vor allem ist sie aber ein gutes Beispiel dafür, wie fruchtbar und relevant es sein kann, wenn ein Thema aus der Stadt ins Museum getragen und die städtische Öffentlichkeit in das Programm und die Erstellung einer Ausstellung eingebunden wird. ♦

Bianca Floss, Restauratorin am Museum für Hamburgische Geschichte

Seit wann arbeiten Sie in der SHMH und was haben Sie vorher gemacht?

Seit dem 15. November 2022 bin ich als Gemälderestauratorin und als Leiterin des Fachbereichs Restaurierung im Museum für Hamburgische Geschichte tätig. Zuvor war ich mit einem eigenen Atelier in Hamburg selbstständig und habe in Teilzeit für das Sprengel Museum Hannover gearbeitet.

Welche sind aktuell die größten Herausforderungen in Ihrem Arbeitsbereich?

Für die kommende Modernisierung des Museums müssen aktuell alle Objekte temporär ausgelagert werden. Das ist bei der Vielzahl der Objekte und ihrer unterschiedlichen Materialität sowie Erhaltungszustände eine besondere Aufgabe. Die objektspezifischen, „maßgeschneiderten“ Verpackungen sind zum Teil sehr anspruchsvoll und nach ihrer Fertigstellung oft selbst kleine Kunstwerke.

Auf welche Ausstellungen der SHMH freuen Sie sich am meisten?

Neben den kommenden Sonderausstellungen freue ich mich besonders auf den Beginn der restauratorischen Arbeiten an der Raumausstattung der Villa Rücker. Die Integration dieses historischen Interieurs ist seit der Erbauung des Museums vorgesehen. Die Architektur des zweiten Obergeschosses an der Südseite des Gebäudes wurde genau auf die Raumstruktur zugeschnitten. Dieses Ensemble aus originaler Stuckdecke, Wandverkleidung und Tapete wieder in einen ausstellungsfähigen Zustand zu versetzen und an den seit 100 Jahren dafür vorgesehenen Platz zu bringen, ist ein besonderes Projekt.

Was finden Sie an Hamburg am besten?

Hamburgs maritimer Charme mit seiner Vielseitigkeit fasziniert mich immer wieder. Nach vielen beruflichen Stationen im In- und Ausland war Hamburg immer mein Heimathafen. Am besten gefällt es mir am Elbstrand – egal bei welchem Wetter.

Wenn Sie eine historische Person treffen könnten – wer wäre das und warum?

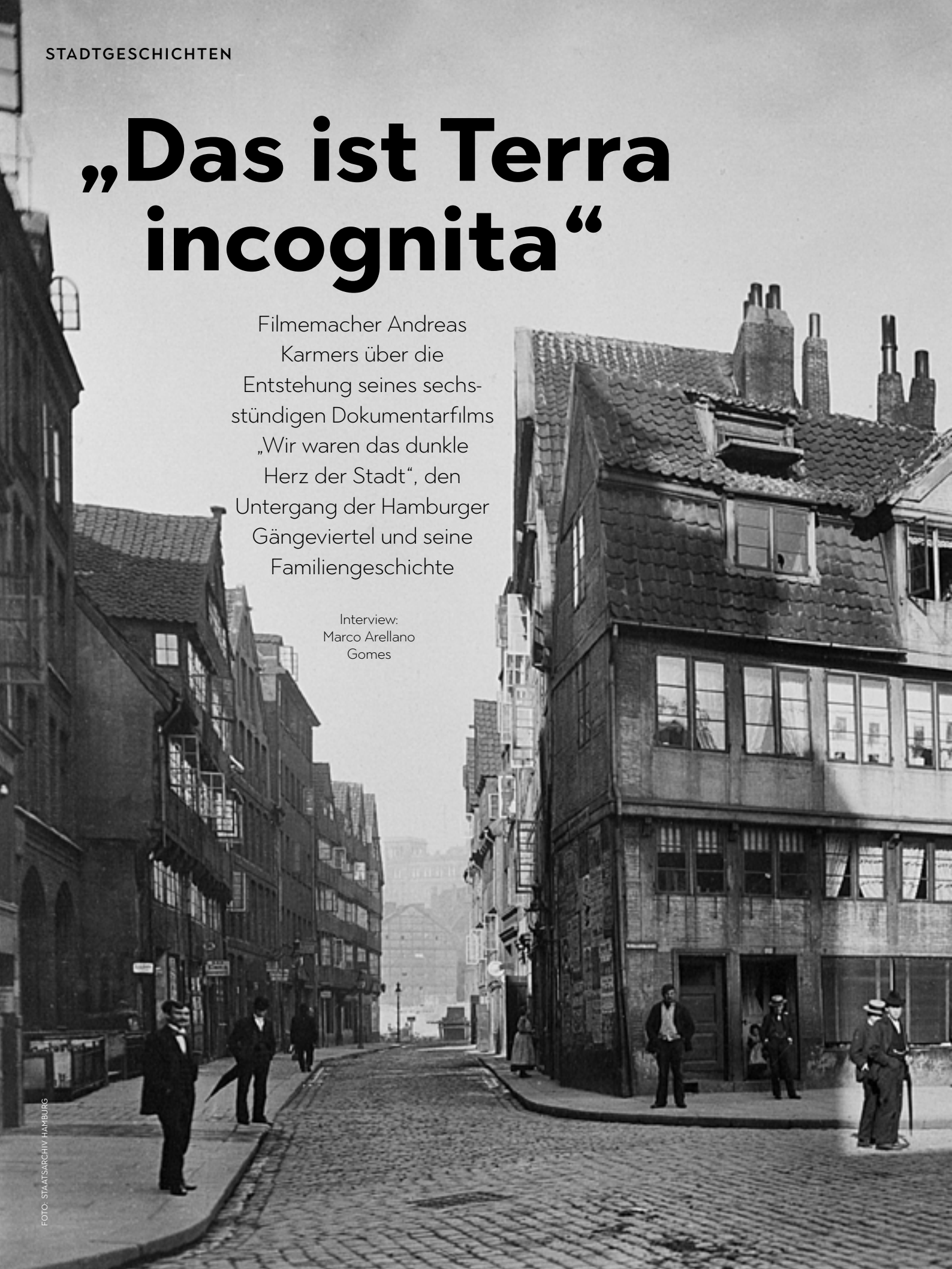
Das wäre bei mir der dänische Marinemaler Anton Melbye. Er lebte im 19. Jahrhundert und hat zahlreiche Gemälde geschaffen, die mich immer noch in ihren Bann ziehen. Er hat einen Teil seines Lebens in Hamburg verbracht, war aber zu Studienzwecken unter anderem auch in Paris und am Bosphorus. Als Restauratorin interessiere ich mich für seine Maltechnik und würde gerne ein Gespräch mit ihm über die Einflüsse seiner Reisen auf seine Malmittel führen. ♦



„Das ist Terra incognita“

Filmmacher Andreas
Karmers über die
Entstehung seines sechs-
stündigen Dokumentarfilms
„Wir waren das dunkle
Herz der Stadt“, den
Untergang der Hamburger
Gängeviertel und seine
Familiengeschichte

Interview:
Marco Arellano
Gomes



Nicht alle Ecken der
Gängeviertel sahen
schaurig aus, wie der
Schaarmarkt mit Blick
in den ehemaligen
Bleichergang beweist



Bereits seit Oktober 2022 lockt der Dokumentarfilm „Wir waren das dunkle Herz der Stadt – der Untergang der Hamburger Gängeviertel“ Woche für Woche Zuschauer in die Hamburger Programmkinos. Dieser Film trifft einen Nerv – und das trotz der sagenhaften Gesamtlänge von sechs Stunden. Erzählt wird von Walter Wedstedt, der sich als Ich-Erzähler an seine Kindheit in den Gängevierteln erinnert: an das Zeitungsgeschäft der Mutter, an die Musik auf den Straßen, den Gestank der Plumpsklos, verfeindete Jugendgangs und blutige Nasen.

Zehn Jahre hat Filmemacher Andreas Karmers, 57, am Film gewerkelt: Schnitt für Schnitt, Kapitel für Kapitel, Gang für Gang. Eigentlich ist Karmers Maler – lackiert, spachtelt, tapeziert, lasiert, beschichtet und restauriert Böden, Decken, Fassaden und Wände. Zuvor war er Dekorateur, Soldat, Zivildienstleistender, Bauarbeiter, Seemann, Fließbandarbeiter, OP-Helfer, Türsteher, Anstreicher. Karmers ist ein Arbeiter, ein Macher, ein Kämpfer. Stets fühlte er sich zu mehr berufen. Dass dabei ein sechsständiger Dokumentarfilm zur Geschichte seiner Familie und der Gängeviertel herauskommen würde, hätte er sich nicht träumen lassen.

Es grenzt an ein Wunder, dass der Film überhaupt fertig wurde: Das Material wurde umfangreicher, die Schulden auch. Karmers aber blieb hartnäckig: Jeden Euro investierte er in den Film. Er habe keine Ahnung vom Filmemachen, sagt er noch heute. Künstlerisch ahnungslos war er nicht: Schon vor dem Film betätigte sich Karmers als Zeichner, Kunstmaler und Hörbuchproduzent. Seit 1990 veröffentlicht er Illustrationen, zeigt seine Werke in Ausstellungen in Hamburg, Berlin, Dresden, Leipzig, London, Köln. Sogar einen Comic, in dem die Gängeviertel bereits eine Rolle spielten, hat er gezeichnet, ein weiterer wurde vom Carlsen Verlag veröffentlicht.

Seit Jahrzehnten, so erzählt er, interessiere er sich für Stadtentwicklung und freut sich, dass so viele Menschen in den Kinosälen dieses Interesse teilen. Karmers ist bei jeder Vorführung seines Filmes dabei, spricht vor und nach der Vorführung mit dem Publikum. Nun sprach er mit dem „History Live“-Magazin, in der Filmhauskneipe, direkt vor den Toren der Zeise Hallen in Ottensen.



Herr Karmers, Sie haben einen sechsständigen Dokumentarfilm über die Hamburger Gängeviertel ins Kino gebracht. Wie kam es dazu?

Ich habe mich bereits seit Jahrzehnten für die Stadt und ihre Entwicklung interessiert und wusste früh von den Gängevierteln. Viele denken primär an die besetzten Häuser, die übrig geblieben sind. Ich habe mich gewundert, dass es keinen Film gab, der sich mit der Geschichte der Gängeviertel auseinandersetzt und zeigt, was dort vor sich ging. Es gibt zwar unzählige Dokus, Filme und Serien über die doofe Reeperbahn, aber über diese geheimnisvollen, verloren gegangenen Viertel gab es quasi nichts. Als ich erfuhr, dass einer meiner Großväter dort aufgewachsen war und meine Urgroßmutter vor Ort ein Zeitungsgeschäft hatte, ließ mich das Thema nicht mehr los. Ich dachte: „Okay, jetzt schaue ich mir das Ganze mal genauer an.“

Es sollte nur ein knapp 60-minütiger Film werden. Dass es dann sechs Stunden wurden, hat mich auch überrascht



Wie sind Sie dann vorgegangen?

Ich fragte meine Mutter über meinen Großvater aus, begann im Staatsarchiv zu recherchieren, las Fachbücher. Irgendwann kam mir der Gedanke, dass ich einen Film darüber machen könnte – ich hatte bloß keine Ahnung, wie ein Film entsteht. Ich wusste praktisch nichts, wollte aber unbedingt mal etwas Künstlerisches machen und hatte zu diesem Zeitpunkt Geld über. Es sollte zunächst nur ein knapp 60-minütiger Film werden. Dass es dann sechs Stunden wurden, hat mich auch überrascht. *(lacht)*

Wie haben Ihre Familienmitglieder reagiert, als Sie die Idee äußerten, einen Film über die eigene Vergangenheit im Gängeviertel zu machen?

Die haben zunächst nicht so recht verstanden, was der Quatsch soll. „Ein Film über Großvater? Wen interessiert denn das?“, fragten sie. Man muss dazu wissen, dass in meiner Familie niemand das Abi gemacht hat. Wir sind eine klassische Arbeiterfamilie: Maschinenbauer, Seeleute, Maler. Da wurde weniger die „Zeit“ gelesen als vielmehr die „Bild“.

Wie viele reale und fiktionale Elemente sind im Film?

Es ist keine Doku. Es ist ein Film. Das sage ich auch jedes Mal, wenn ich vor und nach einer Vorführung auf der Bühne stehe und mich den Fragen des Publikums stelle. Leider gibt es so gut wie keine Stimmen derer, die dort lebten. Das ist Terra incognita. Ich versuche mich den Lebensumständen dieser Menschen über die Erzählungen meines Großvaters anzunähern. Es ist eine Mischung aus überlieferten Berichten und meiner Vermutung, was er erlebt und empfunden haben könnte. Ich nagele mich da nicht auf alles fest. Mir war wichtig, dass man mit einer Stimme aus den Gängevierteln heraus spricht, statt nur Stimmen von oben herab zu hören.

Ihr Großvater, Walter Wedstedt, ist der Protagonist des Films und führt als Ich-Erzähler durch die sechs Stunden. Wie konnten Sie dessen Erfahrungen rekonstruieren?

Ich musste meiner Familie alles aus der Nase ziehen, insbesondere meiner Mutter, die als Tochter noch am meisten von Opas Erzählungen berichten konnte. Leider ist sie ebenso wie mein Onkel, der auch noch einiges erzählen konnte, bereits



Walter Wedstedt auf einem Familienfoto. Der Großvater von Filmemacher Andreas Karmers führt als Ich-Erzähler durch den Film

gestorben. Beide konnten den fertigen Film nicht mehr sehen. Die lange Produktionszeit haben sie nicht überlebt.

Wie lange hat es denn gedauert, den Film fertigzustellen?

Insgesamt zehn Jahre: 2012 habe ich die erste Aufnahme mit dem Kameramann Bernd Meiners gemacht. Später konnte ich den Filmemacher Janne Jürgensen als Cutter gewinnen. Ohne ihn gäbe es den Film nicht.

Es ist keine Doku. Es ist ein Film. Das sage ich auch, wenn ich vor und nach der Vorführung auf der Bühne stehe



Viele der Sprecher im Film kommen einem bekannt vor, vor allem die Stimme Ihres Großvaters Walter Wedstedt ...

... die Stimme meines Großvaters stammt von Synchrosprecher Till Hagen, der unter anderem auch Hollywood-Star Kevin Spacey seine Stimme lieh.

Wie haben Sie ihn für den Film gewinnen können?

Ich habe ihn einfach gebucht. *(lacht)*

Im Film sind auf historischen Aufnahmen Personen zu sehen, während der Sprecher Sätze sagt wie: „Hier geht meine Mutter mit dem Kind über die Neustädter Straße.“ Ist das fiktiv oder real?

Ich zeige einige Male im Film Fotos, die zwar real sind, aber letztlich als Symbol wirken. Die gezeigten Personen sind nicht immer die erwähnten Personen, sie könnten es aber genauso gut sein.

Es gibt im Film auch viele offizielle Berichte. Woher stammen diese?

Ich zitiere im Film minutenlang und ungekürzt zeitgenössische Journalisten, Oberbauräte, Investoren und weitere Obrigkeiten, basierend auf Dokumenten, die in den Archiven schlummerten und darauf warteten, wieder zum Leben erweckt zu werden. Das ist auch wichtig: Die Familiengeschichte ist ja schön und gut, aber ich durfte die Entwicklung der Gängeviertel dabei nie aus dem Blick verlieren.

War es schwer, an das Foto- und Filmmaterial zu kommen?

Ich hatte zu Hause eine große Kiste mit Familienbildern. An diese Bilder zu kommen war vergleichsweise leicht. Beim Rest war es aufwendiger. Zunächst ging's ins Staatsarchiv. Es gibt auch Agenturen, die historische Bild- und Filmaufnahmen anbieten. Mir war es wichtig, den Film so aufzubauen wie nötig und nicht, wie es mein Geldbeutel hergibt. Also packte ich munter alles rein. Die Rechnung kam dann am Ende.

Was hat der Film insgesamt gekostet?

Die Nettoausgaben belaufen sich auf etwa 130.000 Euro. Am teuersten waren die Copyrights für historische Filmsequenzen. Ich war eigentlich immer in den roten Zahlen, hatte zwischenzeitlich Schulden in Höhe von 30.000 Euro.

Wie haben Sie das finanziert?

Das war mühsam, da ich hauptberuflich als Maler mein Geld verdiente. Aber ich fand immer mehr interessantes Material und so wurde der Film länger und länger. Irgendwann summierten sich die Kosten.

Gab es keine Unterstützer oder Förderer?

Ich hatte Glück, dass einige Personen wie der Kameramann teilweise keine Gage forderten, weil sie das Projekt so spannend fanden. Über Startnext *(eine Crowdfunding-Plattform zur Finanzierung von Ideen, Projekten und Unternehmen, Anm. d. Red.)* konnte ich knapp 25.000 Euro einsammeln. Das Geld musste aber versteuert werden, was ich vorher nicht wusste. Es blieb also weniger als gedacht – und ich war wieder blank. Ein Mäzen hat mir später 15.000 Euro geschenkt. Zwischenzeitlich sah es aber schlecht aus. Ich habe irgendwann die ersten 30 Minuten des Films online gestellt, in der Hoffnung, dass irgendwer das sieht und das Projekt unterstützt.

Hat es etwas gebracht?

Das Schleswig-Holstein-Musikfestival sah zufällig den Ausschnitt. Die hatten zu der Zeit eine Brahms-Aufführung im letzten bestehenden Gängeviertel geplant. Und da Brahms in den Gängevierteln geboren wurde, kamen sie auf die Idee, den Film zu unterstützen und beim Festival zu zeigen. Die zahlten einen großen Teil der Postproduktion. Die Premiere war dann im Juli 2022 im Gängeviertel.



Die Gängeviertel in der Hamburger Alt- und Neustadt waren eng und dicht bebaut



Mittels Überblendungen zeigt Filmmacher Andreas Karmers was heute anstelle der einstigen Gängeviertel getreten ist

Wie lief die Premiere?

Es war ein Desaster. Die Bude war voll – und dann fiel der Beamer aus! Da haben alle große Augen gemacht. Zehn Jahre Arbeit – und nach fünf Minuten fällt der Beamer aus. Wir versuchten verzweifelt einen zweiten Beamer heranzuschaffen. Die ganze Technik wurde neu aufgebaut, der Film lief etwa eine Viertelstunde – und dann gab es kein Signal mehr! Wir schlossen ein anderes Gerät an: Kein Signal! Nach einer halben Stunde haben wir die Premiere abgebrochen.

Was ging Ihnen da durch den Kopf?

Es war der reinste Horror. Aber ich habe ja schon einiges mitgemacht, von daher dachte ich mir: „Was soll's?!“ Es tat mir für die Stiftung leid. Die hatten sich solche Mühe gegeben, schafften sogar eine Popcorn-Maschine heran – und dann das! Die haben den Film später drei Tage lang oben unterm Dach gezeigt, aber da standen nur fünf Sofas, ein Fernseher und das Bild war oben abgeschnitten.

Wie kam der Film dann in die Kinos?

Ich habe die Kinos einfach angeschrieben. Da kam zunächst aber nichts zurück. Ein Freund von mir kannte Matthias Elwardt, den Geschäftsführer der Zeise Kinos, und bot an, dass er ihm den Film schicken könne. Die haben das überprüft und sagten: „Das machen wir.“ Die anderen Kinos

waren zu dem Zeitpunkt noch nicht dabei. Aber ich bin ja ein zäher Bursche. *(lacht)* Inzwischen zeigen auch das Metropolis, das Alabama, das Magazin Filmkunsttheater und das Abaton den Film.

Was bedeutet Ihnen der Erfolg?

Mich macht das total froh. Allein in den Zeise Kinos haben wir bereits 5000 Besucher gehabt. Das ist fürs Kino gut, das ist für die Stadt gut und das ist auch für mich gut.

Wie sind die Reaktionen?

Aus dem Publikum kommt viel Wertschätzung dafür, dass sich jemand so intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt hat. Ich kriege Zuschriften von Leuten, die in den Gängevierteln wohnten oder deren Vorfahren dort lebten. Die meisten sind begeistert, für einige Stunden in eine andere Zeit eintauchen zu können. Viele fragen nach einer DVD. Ein Kritiker schrieb, dass er sich keine Minute gelangweilt hat. Wobei ich mir da nicht sicher bin: Ich habe da schon ein paar Knäckebrot-Teile drin.

Was genau meinen Sie damit?

Der eine oder andere stört sich am zähen Erzählfluss einiger Zitate. Es soll Leute gegeben haben, die vorzeitig den Saal verließen. Das finde ich völlig in Ordnung. Es ist ja ein ziemliches Info-Gewitter. Und welchen Film finden schon ausnahmslos alle toll?

Wie würden Sie das Publikum beschreiben?

Das sind überwiegend ältere Leute, Professoren, Mitarbeiter aus der Stadtentwicklung und Stadtführer, aber auch völlig abgerockte Leute, die früher noch am Michel wohnten. Die wollen sich das alte Hamburg anschauen. Überwiegend sind es etwas besser Situierte, die gern ins Programmkino gehen und Zeitung lesen. Das ist ja auch kein reines Unterhaltungsprogramm.

Wollen Sie mit Ihrem Film etwas bezwecken?

Ich wollte jedenfalls nicht meine Familie vorstellen. Da gebe ich meiner Mutter recht: So wichtig sind wir nicht. Mir ging die Stadtentwicklung einfach auf den Geist. Aus meiner Sicht wird in Hamburg vieles falsch gemacht. Wir brauchen hier nur vor die Tür gehen: Vom alten Ottensen ist bereits wenig übrig. Und das, was noch da ist, ist bedroht. Das ist nur ein Beispiel dafür, wie in dieser Stadt häufig mit der eigenen Vergangen-

Allein in den Zeise Kinos haben wir 5000 Besucher gehabt. Das ist fürs Kino gut, das ist für die Stadt gut und das ist auch für mich gut



heit umgegangen wird. Die Abrisse, für die die Gängeviertel exemplarisch stehen, haben ja nie aufgehört. Ganze Stadtteile südlich der Elbe teilen dieses Schicksal. Der Film soll ein Appell für einen behutsameren Umgang mit der Stadt sein, aber auch bewusst machen, dass man mit dem Ausradieren von ganzen Straßenzügen und Stadtteilen mehr verliert als ein paar Steine. Dahinter stecken ganz viele Geschichten, die mit verloren gehen.

Muss sich eine Stadt nicht auch weiterentwickeln?

Klar, aber wenn unsere Stadtentwickler in Venedig freie Hand gehabt hätten, wäre Venedig wahrscheinlich schon zugeschüttet und es würden Autos darauf fahren. Das ist ja der Geist dieser Stadt.

Welche Rolle spielt die soziale Frage, wenn es darum geht, was in Hamburg erhaltenswert ist und was nicht?

Die Klassenfrage spielte in der Stadtentwicklung immer eine Rolle. Die Menschen mussten raus aus der Stadt, weil das Business den Platz in der Mitte beanspruchte. Und wen traf es? Die Armen aus den Gängevierteln. Ich habe den Eindruck, dass die Besetzungen und die Gewalt, die den Stadtentwicklungsplänen entgegenschlug, wie beispielsweise in der Hafenstraße oder im verbliebenen Gängeviertel, daraus resultiert, dass nicht ausreichend darauf geachtet wird, wer da wohnt und was die wollen. Wenn in der Isestraße nur ein Baum gefällt werden soll, haben die Stadtplaner gleich 95 profunde Professorenbriefe auf dem Tisch und zucken zurück.

Inzwischen gibt es immerhin Bürger-Gespräche, bevor etwas umgesetzt wird ...

... ja, aber wer geht da hin? Die meisten Leute haben nicht die Zeit oder die Kraft, sich zusätzlich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Die müssen von morgens bis abends schuften. Viele haben gar keine Meinung dazu. Andere nehmen es so, wie es kommt. Deswegen haben die Entscheidungsträger auch leichtes Spiel. Ich glaube, dass diejenigen, die weniger privilegiert sind, sich ihrer Stimme oft nicht bewusst sind. ♦

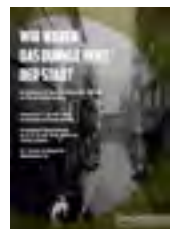
Marco Arellano Gomes studierte Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, ist Redakteur und Ressortleiter beim Stadtmagazin „SZENE HAMBURG“ und Redaktionsleiter des Magazins „HISTORY LIVE“

FILM

„Wir waren das dunkle Herz der Stadt – Der Untergang der Hamburger Gängeviertel“

Regie: Andreas Karmers, Buch: Mimi Ernestine Hoffmann. Deutschland 2022, 3 Teile, 7 Kapitel, Gesamtlänge: 350 Min.
Der Dokumentarfilm läuft am 25.6. (Teil 1–3) in den Zeise Kinos. Das Abaton plant Vorführungen am 11.6. (Teil 1), 18.6. (Teil 2) und 25.6. (Teil 3), jeweils um 11 Uhr.

Info: karmers-hamburg.com/film



BUCH

„Jugend aus dem Gängeviertel“

Autor: Wilhelm Wachendorf, Verleger: Volker Haigis, 88 Seiten, 15 Euro
Der einzige jemals als Buch veröffentlichte Zeitzeugenbericht aus den Hamburger Gängevierteln Ende des 19. Jahrhunderts. Um Bilder und Kommentare erweiterter Nachdruck der Erstausgabe von 1960.



DNA des Schreibens

Mit dem Schreiben begann Kirsten Boie geradezu beiläufig und eilt seither von Erfolg zu Erfolg. Die Kinder- und Jugendbuchautorin hat ein Ohr und ein Herz für Kinder aus aller Welt. Ein Porträt über die Trägerin der Hamburger Ehrenbürgerwürde

Text: Nefeli Kavouras
Fotos: Bettina Theuerkauf

Es ist ein alltäglicher Moment. Vor Kurzem Mutter geworden, füttert sie ihren Sohn, als ihr plötzlich Sätze in den Sinn kommen. Sätze, die sie nicht mehr loslassen. Während ihr Sohn später schläft, schreibt sie diese nieder: „Bei anderen Kindern ist alles ganz einfach. Sie wachsen bei einer Frau im Bauch, und dann werden sie geboren, und die Frau nimmt sie mit nach Hause, und die ist dann auch ihre Mutter. Und wenn sie Glück haben, sind da meistens noch ein Vater und vielleicht auch Geschwister oder ganz vielleicht sogar ein Hund. Bei Paule ist das alles anders.“ Es sind die ersten Sätze ihres ersten Buches, „Paule ist ein Glücksgriff“. Es sollten nicht die letzten bleiben.

Fast vierzig Jahre ist das nun her. Kirsten Boie schmunzelt selbst darüber, wie beiläufig ihre Karriere als Autorin startete. Mittlerweile erschienen von ihr mehr als hundert Kinder- und Jugendbücher, sie erhielt etliche Preise, unter anderem den Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises für ihr Gesamtwerk, ein Literaturpreis wurde nach ihr benannt, und 2019 verlieh die Stadt ihr die Hamburger Ehrenbürgerwürde. Fast vierzig Jahre nach der Veröffentlichung ihres ersten Werks ist Boie als renommierte Autorin aus der deutschsprachigen Literaturlandschaft nicht mehr wegzudenken, aber auch als wegweisende Unterstützerin der Kinderleseförderung, und das nicht nur in Deutschland. So eine glänzende Laufbahn lässt sich nicht planen und widerfährt nur den wenigsten Autoren und Autorin-

nen. Im Gespräch mit Boie wird schnell deutlich: Eigentlich hatte sie für ihr Leben ganz andere Pläne.

Der Möwenweg zum Erfolg

„Ich wollte die Geheimnisse der DNA entschlüsseln“, erzählt Boie lachend. „Die DNA wurde wenige Jahre vor meiner Schulzeit entdeckt und ich wollte am liebsten Chemie studieren und später forschen“, fährt sie fort. Eine Berufsberaterin nimmt ihr diesen Traum. Schließlich würden Frauen nicht in die Forschung gehen, aber sie könne ja technische Assistentin werden. „Und das wollte ich nicht. Ich wollte nicht einem Mann assistieren, ich wollte etwas selber machen. Damit war der Traum der Chemie für mich gestorben.“

Zum Beginn ihres Studiums der Literaturwissenschaft 1969 an der Universität Hamburg hat sie noch den Traum einer journalistischen Karriere – bis bei der ersten Vollversammlung gefragt wird, wer alles im Raum später Journalist oder Journalistin werden möchte. Fast alle Finger gehen nach oben, bis auf der von Boie. Diese Laufbahn kommt ihr nun unrealistisch vor. Stattdessen wird Boie das, wovon sie immer wusste, dass sie es nicht werden möchte: Lehrerin. Während eines Praktikums am Gymnasium Lütjenburg nähert sie sich diesem bodenständigen Beruf. Sie ist ehrfürchtig davor, Schüler und Schülerinnen in den Griff zu bekommen, aber erfreut über den Spaß, den man mit Kindern haben kann. Boie hat nun also einen Plan, bei dem ihr erst



Die erfolgreiche
Kinderbuch-Autorin
Kirsten Boie engagiert
sich auch mittels ihrer
Stiftung für Kinder



Kirsten Boie beim Gespräch im Café Paris

einmal niemand in die Quere kommen würde. Nach ihrem darauffolgenden Lehramtsstudium – ebenfalls an der Universität Hamburg – arbeitet sie zunächst an einem Hamburger Gymnasium in einem Stadtteil mit Jugendstilvillen und unterrichtete die Fächer Deutsch, Englisch und Philosophie. Die Schülerinnen und Schüler ähneln denen, denen sie selbst in ihrer Gymnasialzeit begegnet ist. Sie erinnert sich an ihre eigene Schulzeit, insbesondere an den Schulweg, zurück: „Ich bin in Billstedt aufgewachsen und musste, um zum Gymnasium zu kommen, mit dem Bus fahren. Dort saß ich mit anderen Jugendlichen, und das meine ich nicht arrogant, aber die waren ganz anders als ich.“ Erst im Konfirmandenunterricht kam sie diesen Jugendlichen näher. Später habe sie die Erinnerung an die strikte Trennung durch die Schule beunruhigt. „Ich dachte: So darf das doch nicht sein. Die Jugendlichen müssen sich doch kennenlernen und gegenseitig beeinflussen, deswegen fand ich, dass der Ansatz einer Gesamtschule richtig ist“, so Boie.

Boie beginnt an der Gesamtschule in einem benachteiligten Hamburger Stadtteil zu arbeiten, zu dem Zeitpunkt gibt es in Hamburg erst zwei.

Sie unterrichtet gern, trotz aller Herausforderungen. Wäre ihr Leben ein kleines bisschen anders verlaufen, wäre sie heute vielleicht pensionierte Lehrerin, oder sie hätte im Labor die Rätsel der DNA entschlüsselt, oder sie hätte für große Zeitungen gearbeitet. Wären die Umstände nur minimal anders gewesen, erscheint keiner dieser Wege besonders unrealistisch, wenn man bedenkt, was Boie beruflich meistert.

Karrierebeginn

Ihr Beruf als Lehrerin endet nicht selbstbestimmt: Das Jugendamt untersagt ihr die Arbeit, nachdem sie mit ihrem Mann das erste Kind adoptiert. Das Adoptionsrecht fordert zur damaligen Zeit, dass eine Mutter sich dem adoptierten Kind zunächst ganz widmen solle, ohne Berufstätigkeit. Damit ändert sich ihr gesamtes Leben. „Ich hatte dem Amt damals geschrieben, warum ich finde, dass eine Mutter gern berufstätig sein darf, damit nicht ihre sämtlichen Hoffnungen und Erwartungen auf den Schultern der Kinder lasten“, erzählt Boie.

Es ist also 1985, Kirsten Boie füttert ihren Sohn zu Hause und sie beginnt das Gedankenexperiment, wie er sich in einigen Jahren als adoptiertes Kind fühlen würde. Sie schreibt die ersten Sätze, das Schreiben gerät nicht ins Stocken, sie fühlt sich sehr gut dabei, ist erfüllt vom Geschichtenerzählen. „Nach drei Kapiteln habe ich aufgehört und mir gedacht: Ich muss das nun Verlagen schicken und wenn die das nicht veröffentlichen wollen, höre ich auf mit der Geschichte. Was ich nicht wusste, war, dass ich mit dem Thema eine Marktlücke bediente.“

Bücher zum Thema Adoption gibt es zu dem Zeitpunkt kaum. Der Hamburger Verlagsgruppe Oetinger mit Sitz in Hamburg-Altona sieht das als Chance und Boie hört mit dem Schreiben nicht mehr auf und füllt dabei oft beiläufig weitere Marktlücken. Zum Beispiel fällt ihr irgendwann auf, dass Kinder in Afrika in immer düsteren Problembüchern häufig nur als bedauernswert, nicht als stark und bewundernswert dargestellt werden. Dem entgegnet sie mit den Buchreihen „Thabo“ sowie „Thabo und

Sie schreibt die ersten Sätze, fühlt sich sehr gut dabei, ist erfüllt vom Geschichtenerzählen

Emma“. Darin ist der Schwarze Junge Thabo ganz selbstverständlich als Ermittler der Held der Geschichten.

Boie erzählt in anderen Büchern von Seeräuber-Prinzessinnen, von Meerschweinchen und Hoffnungsvögeln. Sie erzählt von harmonischer Kindheit, vom Zusammenhalt in der Freundschaft und von Kriminalfällen, die von Kindern gelöst werden. Sie erzählt allerdings nicht nur von heiteren Themen. Boie hat bisher zwei Jugendromane geschrieben, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg und der Nachkriegszeit beschäftigen. Diese sind nicht aus einem didaktischen Antrieb heraus entstanden, sondern weil sie festgestellt hat, dass sich die Jugendlichen in ihren Lesungen für diesen historischen Hintergrund interessieren, und zwar nicht erst in der neunten oder zehnten Klasse, wenn sich der Geschichtsunterricht mit dieser Epoche beschäftigt. Es ist Boies Werken anzumerken: Sie hat das lesende Kind und dessen Interessen beim Schreiben stets im Hinterkopf. Das zeichnet sie als uneitle Autorin aus, die auf Nachfragen von Kindern einzelne Bücher nachträglich zu Reihen entwirft, obwohl sie anfangs nie Buchreihen schreiben wollte. „Wenn dann die Post von Kindern kommt, die nach einer Fortsetzung fragen oder sogar selbst Ideen aufschreiben, die nicht wirklich umsetzbar sind, dann arbeitet es ja trotzdem in meinem Kopf weiter.“

Bildungsmission

Es ist nicht verwunderlich, dass ihre Bücher so beliebt sind und mit etlichen Preisen ausgezeichnet werden. Die Preisgelder legt Boie in die mit ihrem Mann gegründete Möwenweg-Stiftung, benannt nach ihrer „Möwenweg“-Buchreihe, in der sie vom vergnügten Leben von Kindern erzählt. Da nicht alle Kinder weltweit das Recht auf eine Kindheit haben, setzt sich die Stiftung für circa 5000 Kinder im südlichen Afrika gelegenen Swasiland ein, aber auch für Flüchtlings- und Leseförderprojekte in Deutschland. Denn auch wenn der PISA-Schock im Jahr 2001 ganz Deutschland bewegte, änderte sich seitdem nicht genug: Noch immer können, der aktuellsten IGLU-Studie von 2016 zufolge, 18,6 Prozent aller Kinder in Deutschland nicht richtig lesen. Ihre Mission ist, Kindern den Weg zum freudigen Lesen zu zeigen. Und so kümmert sich Boie um die Leseförderung in Deutschland, wie auch um die nötige Grundversorgung für Kinder in Swasiland.

WERKE



Paule ist ein Glücksgriff
Oetinger, 128 Seiten, 12 Euro



Wir Kinder aus dem Möwenweg
Oetinger, 144 Seiten, 14 Euro



Thabo. Detektiv & Gentleman
Der Nashorn-Fall
Oetinger, 304 Seiten, 13 Euro



Der Hoffnungsvogel
Oetinger, 224 Seiten, 16 Euro

Der kleine Ritter Trenk
Oetinger, 288 Seiten, 19 Euro



Etwa alle acht Monate reist Boie seit 16 Jahren selbst dorthin. „Die Armut, die ich dort erlebe, kann man sich nicht wirklich vorstellen. Und dass die Kinder trotz der Armut ein bisschen Kindheit leben können, ist uns wichtig. Es geht nicht nur um Ernährung, Gesundheit oder Bildung, es geht auch um Spaß.“ So erzählt Boie von Schaukeln, die gebaut werden, vom Versuch, Bilderbücher zugänglich zu machen, von der Suche nach Augenärzten, damit diejenigen, die es benötigen, eine Brille erhalten. „Wenn du einmal angefangen hast, etwas positiv bewirken zu wollen, dann hören die Wünsche nicht mehr auf.“

Sie erzählt von den Hürden und den Hoffnungen, und es wird klar: Kirsten Boie wird niemals damit aufhören, Kindern ein Stück Kindheit schenken zu wollen. ♦

Nefeli Kavouras hat als Kind, wie Kirsten Boie, am liebsten Astrid Lindgren gelesen. Heute arbeitet sie beim Mairisch Verlag, kuratiert das Literaturprogramm der Altonale und schreibt ihren ersten Roman



Der Hamburger – made in Hamburg?

Wer hat nicht irgendwann im Leben in einen Hamburger gebissen?
Der Hamburger hat einen globalen Siegeszug hinter sich und gewann
die Mägen unzähliger Menschen. Aber wo wurde er erfunden? Wie kam er
zu seinem Namen? Stammt er etwa aus Hamburg? Eine Annäherung

Text: Johanna Zobel
Illustration: Patrick Rosche

Schon Hollywood-Star Samuel L. Jackson sagte im Kultfilm „Pulp Fiction“ „I do love the taste of a good burger“, nachdem er genussvoll in den fiktiven „Big Kahuna Burger“ biss. Was in der Filmszene so souverän aussieht, ist im echten Leben meist anders: Kaum ein Biss gelingt, ohne dass Soße auf Hand, Hemd oder Hose tropft. Die Brötchenhälften sind schnell zerdrückt, Bulette, Salat, Zwiebeln und Tomaten drohen herauszurutschen. Einen Hamburger zu essen ist ein anarchischer, archaischer, ja fast animalischer Akt. Goethe würde es wohl so formulieren: „Hier ist Hamburgs wahrer Himmel, Zufrieden jauchzet groß und klein: Hier bin ich Raubaffe, hier darf ich's sein.“

Die Frage ist bloß: Wo liegt des Hamburgers Kern? Auf der Spurensuche nach dem Erfinder des Hamburgers spielen Raubaffen zwar keine Rolle, dafür aber die Römer. So gab es in der Antike erstmals nachgewiesene Fleischbällchen, die „Isicia Omentata“. Die Speise aus Hackfleisch mit Pinienkernen, Pfeffer und Wein wurde mit Garum verfeinert, einem Gewürz der antiken römi-

schen Küche, das aus Fischeingeweiden und Salzgemisch gewonnen wurde. Einfallsreich war auch die Praxis zur Herstellung des Steak Tatar: Im 13. Jahrhundert sollen die Mongolen dicke Rindfleisch-Scheiben zwischen Pferd und Sattel gelegt haben. Durch die Bewegung war das Fleisch am Ende des Tages zart und verzehrbereit – und vielleicht auch ein wenig warm.

Dem klassischen Hamburger ganz nah kam ein Rezept der im 18. Jahrhundert lebenden britischen Kochbuchautorin Hannah Glasse, Verfasserin des 1747 anonym erschienenen Kochbuch-Klassikers „The Art of Cookery“. Darin beschrieb sie ein Rezept, das mit Rum, Wein und diversen Gewürzen verfeinertes Hackfleisch in Würstchen-Form auf einem Toast empfiehlt. Ein halbes Jahrhundert später, 1802, taucht der Begriff „Hamburg Steak“ zum ersten Mal im „Oxford English Dictionary“ auf. Darin beschrieben wird gehacktes, gesalzenes Rindfleisch, das oft leicht geräuchert, gemischt mit Zwiebeln und Semmelbröseln zubereitet ist. Brot, Fleisch, Hamburg – die Grundzutaten des Burgers waren bereits alle da.

Die Liste der potenziellen Erfinder ist fast so lang wie die Liste der Konservierungsstoffe und Geschmacksverstärker

Der Hamburger: ein amerikanischer Traum

Dann aber war es soweit: Noch im selben Jahrhundert wurde der Hamburger erfunden – und zwar in Seymour, Wisconsin. Das beschloss zumindest die Staatsversammlung von Wisconsin, 122 Jahre später, im Jahr 2007. Die Erzählung dazu lautet wie folgt: Der 15-jährige Charlie Nagreen habe im Jahr 1885 Fleischklößchen auf einem Markt verkauft. In der Gegend lebten auch einige deutsche Immigranten. Nagreens Geschäft lief nicht gut, eine neue Geschäftsidee musste her. Als Nagreen bemerkte, dass seine Kunden beim Essen gerne über den Markt schlenderten, machte er die Klößchen transportfähig. Er besorgte Brot und klemmte die Fleischklößchen zwischen zwei Brotscheiben. Die Idee ging auf. Durch die deutschen Immigranten wusste er, dass das Gericht in Deutschland verbreitet war. Und zwar in Hamburg. Charlie verpasste dem schnellen Snack daher den passenden Namen: „Hamburger“. Heute steht in Seymour eine über vier Meter hohe Statue von Charlie Nagreen, auch bekannt als „Hamburger Charlie“. Auf einem Podest thront er in weißer Kleidung mit roten Ho-

sentragern und roter Krawatte, darüber eine weiße Schürze. Auf dem Kopf trägt er eine weiße, spitz zulaufende Kochmütze, in der linken Hand hält er einen Burger, wie er im Bilder- oder Kochbuch steht. Jährlich veranstaltet die Stadt Seymour, die sich den Zusatz „Home of the Hamburger“ verpasst hat, ein Burger-Fest zu seinen Ehren.

Doch es gibt noch mehr Anwärter auf den Hamburger-Thron: Zeitgleich mit Nagreen sollen auch die Brüder Menches den Hamburger erfunden haben, in Hamburg, im Staat New York. Charles und Frank Menches verkauften Würste im Brötchen auf einem Jahrmarkt. Als ihnen das Schweinefleisch ausging, mussten sie auf Rindfleisch zurückgreifen. Ihr Metzger wollte keine weiteren Schweine in der Sommerhitze schlachten. Um dem Fleisch mehr Pep zu verpassen, würzten die Menches es unter anderem mit Kaffee und braunem Zucker. Zufällig sei so der Hamburger entstanden. Noch heute gibt es eine nach ihnen benannte Restaurantkette mit drei Filialen und Foodtruck-Service. Der Original-Hamburger kostet 10,99 US-Dollar. „You call it a burger, we invented it!“, heißt es auf der Website. Die kreativen Brüder sollen übrigens auch das Waffelhörnchen erfunden haben, in dem bis heute Eis serviert wird.

Die Liste der potenziellen Erfinder ist fast so lang wie die Liste der Konservierungsstoffe und Geschmacksverstärker. Denn: Auch das 2000 Kilometer entfernte Oklahoma hebt Anspruch darauf. In der Stadt Tulsa sollen Oscar Weber Bilby und seine Frau am 4. Juli 1891 Hamburger zubereitet haben. Sie grillten Pattys und legten sie zwischen Sauerteigbrot. Wie in Wisconsin wurde die Erfindung auch hier offiziell bestätigt. Und zwar im Jahr 1995, vom frisch ins Amt getretenen Gouverneur und Republikaner, Frank Keating, per Verkündung.

Der Hamburger – made in Hamburg?

Der amtierende Erste Bürgermeister Peter Tschentscher hat sich zu dem Thema noch nicht geäußert, aber eine heiße Spur führt auch nach Hamburg – und zwar zum „Rundstück warm“, ursprünglich ein Resteessen aus den Überbleibseln vom Sonntagsbraten. Diese wurden zwischen



**CHARLIE
NAGREEN**

Burger-Erfinder aus
Seymour, Wisconsin



MENCHES BROTHERS

Frank und Charles Menches,
Burger-Erfinder aus
Hamburg, New York

zwei Brötchenhälften, dem Rundstück, geklemmt und mit Bratensoße übergossen. Laut dem „Hamburger Abendblatt“ vom 29./30. Oktober 1983 wurde das „Rundstück warm“ 1904 erfunden – und zwar an der Ecke Reeperbahn und Hamburger Berg im „Bierhaus Heckel“. Ein Auszug: „Weil der Heckels ‚Köksch‘ krank geworden war und man die Gäste nicht wegschicken wollte, kam Wirt Heinrich Heckel auf die Idee, Rundstücke aufzuschneiden, sie mit Bratenstücken zu belegen und dann ‚Soße drauf und weg für 35 Pfennig!‘“. Was ein Preis! Über den Erfinder ist man sich allerdings nicht ganz einig: Angeblich habe Heinrich Heckel das Rezept von seinem Vorbesitzer Robert Renning übernommen. Renning soll 1890 Hafenarbeiter bedient haben, die Schweinebraten bestellten. Er entschied sich, Brötchenhälften zu rösten und sie mit dem Braten und Bratensoße zu belegen. Et voilà: das „Rundstück warm“.

Von Hamburg aus, so die These, habe sich das „Rundstück warm“ dann weltweit etabliert. Über fünf Millionen europäische Auswanderer gingen im 19. und frühen 20. Jahrhundert nach Amerika. Nicht wenige dieser Reisen starteten in Hamburg. Das „Rundstück warm“ eignete sich als Reiseproviant – und so liegt die Vermutung nahe, dass die Delikatesse in den USA den Namen der Stadt erhielt, aus der man sie kannte: Hamburg.

Zu dieser Schlussfolgerung verleitet eine Spur, die nach New Haven, Connecticut führt. Hier, im „Louis' Lunch“, soll 1900 der erste Hamburger im Stile des „Rundstück warm“ serviert worden sein – allerdings zwischen zwei Toast-Scheiben. Inhaber war der deutschstämmige Louis Lassen. Und weil es in den USA nicht ohne offizielle Erklärung geht, gilt seit 2000 von der „United State Library of Congress“ anerkannt, von der US-amerikanischen Politikerin Rosa L. DeLauro unterstützt: Lassen hat den Hamburger erfunden.

Serviert: Der Hamburger in Hamburg

In Hamburg gibt es keinen Stadtzusatz, à la „Home of the Hamburger“, zumal es unfreiwillig komisch klänge. Doch allein der Stadtname ist ein starkes Indiz, dass hier der Ursprung des Hamburgers liegen könnte. Ein Unternehmen, das früh diese Verbindung für sich in Anspruch nahm, ist die Burger-Kette Jim Block, die dieses Jahr 50-jähriges Jubiläum feiert. Dabei war der angebliche Anlass der Gründung delikat: Weil bei der Steak-Herstellung der 1968 gegründeten Block House-Restaurants Fleischverschnitte anfielen, kam die Idee auf, diese zu Burger-Pattys

LOUIS LASSEN

Burger-Erfinder aus
New Haven, Connecticut





Die erste Jim Block-Filiale in der Spitalerstraße 28

weiterzuverarbeiten: Jim Block war geboren. Die erste Filiale der selbst ernannten „Better-Burger-Restaurantkette“ eröffnete im November 1973 in der Spitalerstraße 28. Heute betreibt das Unternehmen zwölf Standorte, davon neun in Hamburg. Damit war das Hamburger Unternehmen noch vor McDonald's mit einer Hamburger-Filiale in der Hansestadt vertreten. Take this, America!

Erst drei Jahre nach Jim Block eröffnete die erste McDonald's-Filiale in Harburg – sie schloss im April 2005. Die älteste noch existierende Filiale befindet sich in Billstedt. Sie wurde im September 1977 eröffnet. Das Burger-Imperium expandierte schnell: Im Jahr 1999 zählte McDonald's deutschlandweit 1000 Restaurants und ist nach einer repräsentativen Umfrage der Verbrauchs- und Medienanalyse VuMa von 2021 die mit Abstand beliebteste Fast-Food-Restaurantkette in Deutschland (32,1 Prozent) – deutlich vor der Konkurrenz Burger King (16,5 Prozent).

Wie beliebt Burger noch heute sind, lässt sich am Stadtbild ablesen. Burger-Restaurants gibts an jeder Ecke: Otto's Burger, Hans im Glück,

Peter Pane, Dulf's Burger, Burgerlich, Burger Village, Most Wanted Burger, Shiso Burger, Williamsburger, Traumkuh – um nur einige zu nennen. Und auch die Amerikaner melden sich zurück: Five Guys, in den USA schon seit 1986 bekannt, reichte ihre charakteristisch-knatschigen Burger erstmals im Oktober 2021 auf der Reeperbahn über den Tresen. Das Prinzip: Der Burger wird nach eigenen Vorstellungen belegt, Brötchenhälften können durch Salatblätter ersetzt werden. Irgendwie unbürgerlich.

Andererseits: Der klassische Hamburger hat sich seit jeher entwickelt. Die bekannteste Form ist der Cheeseburger. Es gibt ihn aber auch mit Röstzwiebeln, doppelten und dreifachen Fleischpattys, in vegetarischer und veganer Variante: Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Stichwort: Insekten-Burger.

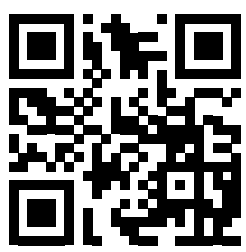
Wie auch immer er zubereitet wird – der Hamburger ist ein Star, nicht nur geschmacklich. In der Zeichentrickserie „Die Simpsons“ wurde das Nationalgericht der Amerikaner als Krusty Burger zelebriert. Viele Promis ließen sich immer wieder mit dem beliebten Fast Food ablichten. Eine Fotografie von Marilyn Monroe beweist: Burgeressen geht auch ästhetisch. Box-Legende Muhammad Ali trat in einer TV-Werbung mit einem Hamburger auf.

Einen besonderen Höhepunkt lieferte der Künstler Andy Warhol, der 1982 vor laufender Kamera einen Hamburger aß – und zwar sagenhafte viereinhalb Minuten lang. Vor einem weißen Tisch und einem weißen Hintergrund sitzend, packt er den Burger aus der Tüte, tunkt ihn kunstvoll in Ketchup, beißt hinein und kaut und kaut und kaut. Nach weiteren fünf Bissen legt er die untere Brötchenhälfte auf die Verpackung, faltet das Patty mit der anderen Brötchenhälfte und isst weiter. Ein paar Happen lässt er übrig, packt sie sorgfältig in die Tüte, zerknüllt diese, stellt die Verpackung neben sich, starrt eine gefühlte Ewigkeit hin und her und schließt mit den Worten: „My name is Andy Warhol and I just finished eating a hamburger.“ ♦

JOHANNA ZOBEL studierte Medien und kulturelle Praxis an der Philipps-Universität Marburg, ist Redakteurin beim „Genuss-Guide der SZENE HAMBURG“ und moderiert den Podcast „Einmal alles, bitte!“

Der Geschmacksträger für Hamburg

Jetzt
am
Kiosk!



Auch

ONLINE shop.szene-hamburg.com

genussguide-hamburg.com



Programm

Aktuelle Termine im Frühling / Sommer 2023
Alle Termine unter shmh.de

EINE STADT WIRD BUNT. Hamburg Graffiti History 1980–1999

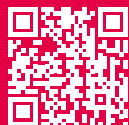
» verlängert bis 7.1.2024 MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

Graffitis gehören heute zum Erscheinungsbild einer modernen Großstadt. Sie haben längst den Status von Kunstwerken erreicht. Anfang der 1980er-Jahre waren sie noch Teil einer sich herausbildenden Subkultur. Die Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“ beleuchtet die Jahrzehnte ihres Entstehens anhand von fast 500 Exponaten, darunter Fotos, Skizzenbücher, Sprühdosen, Magazine und szenetypische Accessoires, aber auch mittels eindrucksvoller Raum-Inszenierungen und interaktiver Medien. Die Kuratoren der Ausstellung sind Herausgeber des 2021 erschienenen Bands „EINE STADT WIRD BUNT“, von dem die Ausstellung ihren Titel übernommen hat. Wie das Buch schlägt auch die Ausstellung einen historischen Bogen von der Nachkriegszeit über die 1980er-Jahre bis zur aktuellen Graffiti-Szene.



„Unlock Book Fair“

Am **3. und 4. Juni** findet die Buch- und Magazinmesse „Unlock Book Fair“ im Museum für Hamburgische Geschichte statt. Das regelmäßige Treffen der internationalen Graffiti- und Street-Art-Publishing-Szene gastierte bereits in mehreren europäischen Städten. Die Messe stellt einen Begegnungsort für alle dar, die sich für Buchkunst, Fotografie, Subkultur, jüngste Stadtgeschichte und alternative Stadterkundung interessieren. Das Besondere an den Büchern rund um die Themen Graffiti und Urban Art ist, dass es sich nicht mehr nur um die tradi-



tionellen „Arbeitsnachweise“ der Szene in Form von zahllosen Graffiti-Fotos handelt. Viele der jüngeren Werke betten Writing in seinen geografischen, historischen oder lebensweltlichen Kontext ein und lassen so neue und ungewohnte

Perspektiven auf Städte und ihre Geschichte zu. Begleitet wird die Buchmesse von Podiumsdiskussionen, Lesungen, Filmvorführungen und weiteren Veranstaltungen. Der Eintritt ist frei.

Info: shmh.de/veranstaltungen/unlock-book-fair

„The Tag Conference“

Vom **29. Juni bis 1. Juli** findet die „Tag Conference“ im Rahmen der Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT“ in der Staatsbibliothek und im Museum für Hamburgische Geschichte statt. Seit 2016 bietet die „Tag Conference“ sowohl Historikern als auch Writern und Chronisten eine Plattform für den Dialog. Für die einen sind Tags sinnlose Schmierereien, für Writer hingegen sind sie wie eine Wandzeitung, die wertvolle Informationen über die Szene enthält. Irreguläre Beschriftungen des privaten und des öffentlichen Raumes lassen sich über Jahrhunderte und Kulturkreise hinweg weltweit nachweisen. Ziel der Konferenz ist, eine Brücke zu schlagen zwischen Geschichtswissenschaft und Graffiti. Die



„Tag Conference“ gastierte bereits u. a. in Berlin, Amsterdam, Köln und Brooklyn. Der Eintritt ist frei.

Info: shmh.de/veranstaltungen/the-tag-conference



Von hier nach dort

Unterwegs mit Kompass und Navi

» bis 17.7.2023 ALTONAER MUSEUM

Die Ausstellung „Von hier nach dort“ im Altonaer Museum nähert sich aus mehreren Blickwinkeln dem Thema Navigation. Sie basiert auf einem interaktiven Konzept für Kinder von acht bis zwölf Jahren, das gemeinsam mit dem Focke Museum (Bremen), dem Deutschen Schiffahrtsmuseum (Bremerhaven) und dem Europäischen Hansemuseum (Lübeck) entwickelt wurde. An mehreren Mitmach-Stationen erfahren die Besucherinnen und Besucher unter anderem, wie man einen Kompass benutzt, wie man eine Seekarte liest und wie heutige digitale Navigationsprogramme funktionieren. In Altona wurde die Ausstellung um einen kulturhistorischen Teil für Erwachsene erweitert. Dieser setzt sich mit Besonderheiten der Hamburger Technikgeschichte auseinander sowie mit verschiedenen Navigationsformen und reicht thematisch vom Transport von Salpeter aus Südamerika nach Hamburg um 1900 bis zu den heutigen Routen von Altkleidern. Am 18. Juni finden Workshops und Mitmach-Aktionen zum Thema „Nachhaltiges Navigieren in Hamburg“ statt, die sich mit aktuellen Fragen nach dem Einfluss der Globalisierung auf bestimmte Lieferketten und der Rolle des Klimawandels beschäftigen.



geografisch post/kolonial – Wie aus Karten und Bildern Welt entsteht

Eine Präsentation im Dock in der Säulenhalle

» bis 24.7.2023 ALTONAER MUSEUM

„The Map Is Not The Territory!“ – diese vom Philosophen Alfred Korzybski geprägte Pointe beschreibt nicht nur ein Grundproblem der Welterkenntnis, sondern auch die Herausforderung beim Studium der Kartografie. In der Hamburger Geografie gibt es seit dem 19. Jahrhundert zahlreiche Darstellungen von Orten in Schulbüchern und anderen Nachschlagewerken, bei denen nach einem kritischen Blick auffällt, dass sie weniger ein treffendes Bild von der Welt als vielmehr ein bestimmtes Weltbild offenbaren. Aber wer oder was steckt hinter diesen Bildern und Karten? Welche Geschichten von der Welt wollen sie erzählen und welche fehlen? Kritische Kartografen und Kartografinnen weltweit laden dazu ein, kreativ und interaktiv koloniale Kontinuitäten in Bildern und Karten zu erkennen und Brüche zu identifizieren. So auch das studentische Hamburger Kollektiv Kartattack, das für diese Präsentation im Dock der Säulenhalle des Altonaer Museums



einen Flow-Motion Film produziert hat, der die Praxis des Kartenmachens kritisch beleuchtet und dazu aufruft, selbst das Bild dieser Welt mitzugestalten.





Eyes on Hamburg

Der Georg Koppmann Preis für Hamburger Stadtfotografie 2019-2023

» 9.6. bis 3.10.2023 MUSEUM DER ARBEIT

Seit 2019 vergibt die Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH) zusammen mit der Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen (BSW) den „Georg Koppmann Preis für Hamburger Stadtfotografie“. Jährlich wird seitdem ein künstlerisch-dokumentarisches Fotoprojekt ausgezeichnet, das sich mit dem Wandel des Stadtbildes und den damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen Hamburgs auseinandersetzt. Die entstandenen Fotoserien bieten höchst unterschiedliche, aber gleichermaßen besondere Blicke auf den städtischen Raum und laden ein zu einer visuellen Auseinandersetzung mit aktuellen Entwicklungen in der vielfältigen Großstadt Hamburg. In der Ausstellung, die im Rahmen des diesjährigen Hamburger Architektursommers gezeigt wird, werden die Arbeiten aller bisher prämierten Projekte aus den Jahren 2019 bis 2023 zu sehen sein, darunter Fotografien von Axel Beyer („Temporäre Einsichten“, 2019), Robin Hinsch („Der Mechanismus“, 2020), Sabine Bungert und Stefan Dolfen („Der Ort ist der dritte Lehrer“, 2021), Markus Dorfmueller („Koloniales Hamburg“, 2022), Alexandra Polina („Steindamm-Atlas“, 2023) und Irina Ruppert („Diebsteich“, 2023).



Holz bewegt. Möbel, Skulpturen, Alltägliches

Eine Ausstellung zum 8. Norddeutschen Nachwuchswettbewerb

» bis 3.7.2023 MUSEUM DER ARBEIT

Seit 2006 versammelt die Ausstellung „Holz bewegt“ die Ergebnisse des gleichnamigen norddeutschen Nachwuchswettbewerbs im Bereich Holzhandwerk. Seit 2011 wird die Ausstellung im Kontext der Alten Fabrik des Museums der Arbeit präsentiert. Idee und Anliegen des Wettbewerbs und der Ausstellung ist es, die beeindruckende Bandbreite im handwerklichen Umgang mit dem Werkstoff Holz aufzuzeigen und anhand der vielfältigen Verarbeitungsweisen die Faszination des Holzhandwerks offenzulegen. Auch für die diesjährige Ausstellung haben sich Auszubildende, Fachschülerinnen und Ehemalige intensiv unter dem diesjährigen Schwerpunktthema „Verbinden“ mit dem ältesten Werkstoff der Welt auseinandergesetzt und präsentieren in der aktuellen Ausstellung ihre 50 außergewöhnlichen Exponate. Das Spektrum der ausgestellten Objekte reicht vom kunstvoll gestalteten Möbelstück über innovative Kreationen für den Alltag bis zur beeindruckenden Holzskulptur. Im Zusammenspiel von moderner Technik, handwerklichem Können und sinnvoller Nutzung laden die Ausstellung und das interaktive Begleitprogramm zum Dialog über die Ideen und Möglichkeiten ein, mit der Ressource Holz gestalterisch umzugehen.





Elbwärts

Neue Gemälde von Tobias Duwe,
Lars Möller, Till Warwas

» bis 12.2.2024 JENISCH HAUS

Die Maler Tobias Duwe, Lars Möller und Till Warwas gehören zur Gruppe der Norddeutschen Realisten. Seit mehr als drei Jahrzehnten haben sie sich der sogenannten Pleinair-Malerei verschrieben, also der Malerei im Freien. Für ihre gemeinsame Ausstellung im Jenisch Haus haben sich die drei Maler zahlreichen bekannten Motiven der Hamburger Stadtlandschaft genähert und diese mit jeweils eigenem Blick festgehalten – und dabei auf künstlerische Weise die Veränderungen in Stadt und Natur dokumentiert. Die Ausstellung „Elbwärts“ präsentiert mehr als 100 zum Teil großformatige Bilder, die größtenteils eigens für die Ausstellung entstanden und erstmals öffentlich zu sehen sind. Neben Blicken auf den Elbstrand, den Jenischpark und den Hafen finden sich unter den Motiven auch Eindrücke aus dem Schanzenviertel und der Speicherstadt sowie Panoramen der Alster und ihrer Umgebung.



Wie kommt das Schiff aus dem Wasser? Docks und ihre Funktion in Häfen

Eine Präsentation im Schaudepot (Schuppen 50A)

»2.7. bis 30.9.2023 DEUTSCHES HAFENMUSEUM

Kein Hafen ohne Dock. Die zum großen Teil beeindruckenden Vorrichtungen dienen in der Schifffahrt vor allem der Trockenlegung von Schiffen, um erforderliche Arbeiten und Reparaturen an der Unterwasserseite zu ermöglichen. Heute werden sie meist als Trockendock oder als Schwimmdock genutzt. So war auch die Überführung der historischen Viermastbark PEKING von New York zurück nach Deutschland nur durch die Nutzung eines Schwimmdocks möglich. In Form einer Präsentation im Schaudepot des Deutschen Hafenmuseums im Schuppen 50A können Fans der maritimen Technik alles über die historische Entwicklung, die Besonderheiten im Hamburger Hafen und die aktuell größten Docks der Welt erfahren. In einem besonderen Kinderferienprogramm können zudem verschiedene Techniken rund um diese Großobjekte kennengelernt werden.



MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

Holstenwall 24
20355 Hamburg
Tel. 040 428 132 100
info@mhg.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch 10–17 Uhr
Donnerstag 10–21 Uhr
Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

5 Euro für Erwachsene
(ab 1. Februar 2023)
4 Euro für Gruppen
ab 10 Personen
3 Euro ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und
Jugendliche unter 18 Jahren

MUSEUM DER ARBEIT

Wiesendamm 3
22305 Hamburg
Tel. 040 428 133 0
info@mda.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–21 Uhr
Dienstags geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

8,50 Euro für Erwachsene
6 Euro für Gruppen
ab 10 Personen
5 Euro ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und
Jugendliche unter 18 Jahren



ALTONAER MUSEUM

Museumstraße 23
22765 Hamburg
Tel. 040 428 135 0
info@am.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

8,50 Euro für Erwachsene
6 Euro für Gruppen
ab 10 Personen
5 Euro ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und
Jugendliche unter 18 Jahren



DEUTSCHES HAFENMUSEUM

Standort Schuppen 50A
Australiastraße
20457 Hamburg
Tel. 040 428 137 130
info@deham.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10 – 17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

6,50 Euro für Erwachsene
4 Euro für Gruppen ab 10 Personen
und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und
Jugendliche unter 18 Jahren



JENISCH HAUS

Baron-Voght-Straße 50
22609 Hamburg
Tel. 040 82 87 90
info@am.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 11–18 Uhr
Dienstags geschlossen
Mittwoch bis Sonntag 11–18 Uhr

Eintrittspreise

7 Euro für Erwachsene
4 Euro für Gruppen ab
10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und
Jugendliche unter 18 Jahren

SPEICHERSTADTMUSEUM

Am Sandtorkai 36
20457 Hamburg
Tel. 040 32 11 91
info@speicherstadtmuseum.de

Öffnungszeiten

März bis Oktober:
Montag bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
November bis Februar:
Montag bis Sonntag 10–17 Uhr

Eintrittspreise

5 Euro für Erwachsene
3,50 Euro ermäßigt
2,50 Euro für Schüler und
Schülerinnen
Freier Eintritt für Kinder
unter 6 Jahren



MILLERNTORWACHE

Millerntordamm 2
20359 Hamburg
Tel. 040 33 402 – 87
janning@toeffer-stiftung.de

Öffnungszeiten

Termine können telefonisch
oder per Email vereinbart
werden Eintrittspreise
Freier Eintritt

KRAMER-WITWEN- WOHNUNG

Krayenkamp 10
20459 Hamburg
Tel. 040 375 019 88
info@mhg.shmh.de

Öffnungszeiten

April bis Oktober:
Montag 10–17 Uhr
Dienstags geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
November bis März:
Samstag bis Sonntag 10–17 Uhr

Eintrittspreise

2,50 Euro für Erwachsene
1,70 Euro für Gruppen ab
10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und
Jugendliche unter 18 Jahren

HEINE HAUS

Heine-Haus e.V.
Elbchaussee 31
22765 Hamburg
Tel. 040 855 09 787
info@heine-haus-hamburg.de

Öffnungszeiten

Zu den Veranstaltungen und
nach Vereinbarung

Eintrittspreise

10 Euro für Erwachsene
3 Euro für Studierende
5 Euro ermäßigt

Führungen in Gebärdensprache
Barrierefrei



Barrierefrei



Weitere Informationen auf
shmh.de



Verlagsgesellschaft der
Stiftung Historische Museen Hamburg
Holstenwall 24, 20355 Hamburg
Tel. 040 428 131 150
www.shmh.de

In Kooperation mit
**VKM – Verlagskontor für
Medieninhalte GmbH**
Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
Tel 040 36 88 110–0

Herausgeber

Hans-Jörg Czech
Direktor und Vorstand der SHMH

Geschäftsführender Redakteur

Matthias Seeberg

Redaktionsleitung

Marco Arellano Gomes

Redaktionelle Mitarbeit

Johanna Zobel

Art Direction

Eike Hahn

Lithografie

Thomas Weber-Ude

Schlussredaktion

Elke Müller

Autoren

Marco Arellano Gomes, Mathias Becker,
Carsten Brosda, Nefeli Kavouras, Laura
Lück, Julika Pohle, Bettina Probst, Stefan
Rahner, Matthias Seeberg, Johanna Zobel

Fotografie

Jérôme Gerull, Bettina Theuerkauf,
Johanna Zobel

Illustrationen

Patrick Rosche

Vertrieb

VKM – Verlagskontor für Medieninhalte
GmbH; vertrieb@vkfmi.de / abo@vkfmi.de

Herstellung

Lars Heitmann

Druck

Print Media Group GmbH

Anzeigen

Kunst Medien
Vermarktungsgesellschaft mbH
Geschäftsführerin: Tanya Kumst
Tel 040 524 72 26 88
info@kunst-media.de

Copyright für alle Beiträge, soweit nicht
anders angegeben: Hamburg History Live
Verlagsgesellschaft der Stiftung Histori-
sche Museen Hamburg

Bei Anregungen und Kritik

Stiftung Historische Museen Hamburg,
Matthias Seeberg, Holstenwall 24,
20355 Hamburg,
matthias.seeberg@presse.shmh.de

Das Magazin ist klimaneutral
und umweltfreundlich auf 100 %
Recyclingpapier gedruckt.



MUSEUM
DER ARBEIT

EYES

PENNY.

PRADA

ON

HAMBURG

09.06. – 03.10.2023

GEORG KOPPMANN PREIS
FÜR HAMBURGER STADTFOTOGRAFIE



Stiftung Historische Museen Hamburg · Museum der Arbeit
Wiesendamm 3, 22305 Hamburg, U / S-Bahnhof Barmbek · shmh.de

Mit freundlicher
Unterstützung



Behörde für
Stadtentwicklung
und Wohnen



Portal Rödingsmarkt

Text: Matthias Seeberg

Seit 1963 steht vor der Nordseite des Museums für Hamburgische Geschichte dieses historische Portal. Es stammt aus dem 17. Jahrhundert und gehörte einst zu einem Bürgerhaus am Rödingsmarkt 60. Bewohnt wurde das Haus zu dieser Zeit vom Rats Herrn Dietrich Moller vom Baum, der es 1618 erbte und im Jahr 1631 um dieses Renaissanceportal erweitern ließ. Als das Haus 1896 dem Umbau des Rödingsmarktes weichen musste, gelangte das Portal in die Sammlung des Museums. Es bildet zusammen mit zahlreichen weiteren historischen Einbauten, sogenannten Spolien, eine Besonderheit des Museumsgebäudes, das vom Architekten Fritz Schumacher ganz bewusst mit verschiedenen

architektonischen Spuren aus der hamburgischen Geschichte versehen wurde. Diese historischen Baufragmente, zu denen unter anderem auch die Kaiserfiguren des früheren Hamburger Rathauses gehören, können nun erstmals in ihrem früheren Kontext erfahren werden. Unter dem Titel „Auf der Spur der verschwundenen Stadt. Eine digitale Reise durch Raum und Zeit“ hat das Museum eine App mit Augmented Reality-Technologie entwickelt, deren Inhalte spezifische Orte im und am Museum mit dem Stadtraum verbinden. Auf diese Weise lässt sich auch das Portal vom Rödingsmarkt wieder mit seinem ursprünglichen Herkunftsgebäude verbinden. ♦

100%

NATÜRLICHE ZUTATEN
FERTIG ZUM VERZEHR



Alle HAK Produkte



www.hakdeutschland.de



JENISCH
HAUS

ELBWÄRTS

NEUE GEMÄLDE VON
TOBIAS DUWE, LARS MÖLLER, TILL WARWAS
03.04.2023 – 12.02.2024

shmh.de

Gefördert von



Mit freundlicher Unterstützung



Carolina D'Amico | Stiftung
Kunst und Kultur

Kulturpartner



Folgen Sie uns:

